

**Wer Inklusion will,
findet einen Weg.**

**Wer sie nicht will,
findet Ausreden.**

Impressum

Wer Inklusion will, findet einen Weg.

Wer sie nicht will, findet Ausreden

© edition naundob, Nauen, April 2025

www.naundob.de

Autor: Raúl Aguayo-Krauthausen

Übersetzung Einfache Sprache: SUMM AI - Bastian Nolte

Prüfung Einfache Sprache: Elke Baier, Susanne Egeling,

Gabi Zehe, Andreas Gärtner

Lektorat: edition naundob / www.naundob.de

Raúl Aguayo-Krauthausen

**Wer Inklusion will,
findet einen Weg.**

**Wer sie nicht will,
findet Ausreden.**

Inhaltsverzeichnis

Teil 1:

Inklusion, Ableismus und Probleme in der Struktur

Was meine ich mit Inklusion?	25
Der Unterschied zwischen Integration und Inklusion	29
Inklusion ist ein Menschenrecht	33
Normal und nicht normal	39
So wichtig ist die Sprache	45
Was ist Ableismus?	55
Wie man Belastung mit Löffel, Gabel und Messer erklären kann	61
Wo gibt es Gewalt in unserer Gesellschaft?	
Und kann Hilfe auch Gewalt sein?	67
Befriedungs-Verbrechen	69
Die Wohlfahrts-Industrie	73
Öffentlichkeitsarbeit und die halbe Wahrheit	81
Nichts über uns ohne uns	85

Teil 2:

Fragen zur Inklusion, die noch nicht gelöst sind.

Frei von Barrieren?	91
Barrierefreies Bauen für alle – Barbara Sima-Ruml	101
Man muss die Dinge gut erklären	117
Nina Rogge-Strang und Cordula Schürmann	131
Wege in eine barrierefreie Welt	137
Schule für alle?	139
Bildung in Deutschland	143
Wie entwickelt sich die Bildungs-Inklusion in Deutschland?	147
„Unsere Kinder haben auch ein Recht auf Bildung“ – Tina Sander von mittendrin e.V.	153
Neue Ideen für Inklusion an Schulen	165
Eine Schule für alle – Jutta Schöler	167
Wege zu einer Schule für alle	175
Faire Arbeit für alle?	179
Schauen wir uns Werkstätten für behinderte Menschen genau an	183
„Wenn man arbeitet, dann sollte man dafür auch gut bezahlt werden.“ – Sven Papenbrock	187
Die Bedeutung der Arbeit	193

Inklusion macht das Arbeitsleben menschlicher“ – Joachim Radatz	197
Das System der Werkstätten für behinderte Menschen widerspricht sich	207
Wege in eine inklusive Arbeitswelt	211
Selbstbestimmt leben?	215
Man kann Hilfe von anderen bekommen und trotzdem selbstbestimmt sein	223
„Das System besser wieder aufbauen“ – Theresia Degener	229
Was bedeutet Selbstbestimmung in der Politik?	243
„Wir können Inklusion nur mit mehr Selbstvertretung schaffen“ – Horst Frehe	247
„Man darf nicht immer sagen, dass etwas nicht geht.“ – Raúl	257
„Man muss sich selbst einen Plan für sein Leben machen“ – Netzwerk Persönliche Zukunfts-Planung e. V.	261
Wie können Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmteres Leben führen?	271
Sex mit Behinderung?	275
Behindert und Lust auf Sex Gespräch mit Patrizia Kubanek	287
Wie kann man besser über „Sex und Behinderung“ sprechen?	297

Kunstvoll gezeigt?	299
Der Tyrion-Test	303
Von der Kunst zu den Künstlern und Künstler*innen	305
„Ich will Kunst machen. Ich will mich darauf konzentrieren.“ – Saioa Alvarez Ruiz	309
Wie kann man mehr Inklusion auf Bühnen erreichen?	319
Vielfältig denken?	323
Was bedeutet vielfältig denken?	325
Die gemeinsame Erfahrung von Diskriminierung – Alhassane Baldé	329
Vielfältiger denken oder: „Menschen sind keine Sammel-Karten“	339
„Wir müssen mehr auf die Überschneidungen achten. Nicht nur auf die einzelne Behinderung.“ – Fluff	345
Wie können wir uns besser miteinander verbinden? Und wie kann es mehr Vielfalt geben?	357

Teil 3:

Was hilft uns wirklich weiter?

Welche Dinge bringen eine echte Veränderung?	363
Eine neue Kultur	367
Disability Pride: Stolz auf Behinderung	377
Wir kommen nur voran, wenn wir uns treffen	383
Wie sieht Inklusion aus, wenn man einen öffentlichen Park besucht?	387
Einfach dazugehören	391
Wie trifft man Menschen mit Behinderung?	395
Teilhabe und Teil-Gabe: mitmachen und geben	401
Nichts ohne uns!	403
Ich möchte Danke sagen	407
Liste der schweren Wörter	409

Vorwort

Wenn man meinen Namen bei Google eingibt,
dann bekommt man diese Infos:
Raúl Aguayo Krauthausen ist Aktivist.
Er kümmert sich um Inklusion und Barrierefreiheit.

Ich arbeite schon seit über 15 Jahren an diesen Themen.
Das mache ich öffentlich. Ich will dabei helfen, Inklusion
und Barrierefreiheit zu verbessern. Dafür habe ich schon
viele Projekte angefangen.

Bei meiner Geburt hatte ich 19 Knochenbrüche.
Die Ärzte und Ärztinnen haben zu meiner Mutter gesagt,
dass ich wahrscheinlich nur 2 Tage lebe. Heute kann ich
sagen, dass diese Meinung falsch war.

Ich wurde 1980 geboren. Das ist schon eine Weile her.
Deshalb ist es etwas Besonderes, dass ich heute Aktivist
sein kann.

Ich will am Thema Inklusion arbeiten. Das ist für mich
nicht selbstverständlich. Aber ich habe mich dafür
entschieden, weil ich eine bessere Inklusion erreichen will.

Bis ich Aktivist wurde, ist viel passiert.

Es war ein langer Weg bis dahin. Auf dem Weg musste ich mich mit vielen Dingen beschäftigen. Sie haben mit meiner eigenen Behinderung zu tun. Ich muss immer wieder neu darüber nachdenken.

Als Kind und als Jugendlicher wollte ich mich nicht mit meiner Behinderung beschäftigen. Ich hatte kaum Freunde und Freundinnen mit Behinderung.

Manchmal ist den anderen meine Behinderung stärker aufgefallen. Dann haben wir darüber gesprochen. Ich habe mich dabei immer schlecht gefühlt. Ich wollte das nicht. Ich wollte so tun, als wäre meine Behinderung nicht da. Sie sollte nicht wichtig sein. Ich wollte kein Mensch mit Behinderung sein. Ich wollte nicht zur Gruppe der Menschen mit Behinderung gehören.

Ich dachte: Das sind eure Probleme und nicht meine.

Die Probleme von Menschen mit Behinderung habe ich erst später verstanden. Zum Beispiel die Barrieren im Alltag. Auch Diskriminierung habe ich später besser verstanden und die Schmerzen, die viele Menschen mit Behinderung jeden Tag haben. Viele Menschen haben

diese Probleme. Das habe ich alles erst verstanden, als ich mehr mit behinderten Menschen gesprochen habe.

Was habe ich als junger Mensch über mich selbst gedacht? Mit dieser Frage habe ich mich erst sehr spät beschäftigt. Ich habe aber schon früh darüber nachgedacht, welche Probleme es in der Gesellschaft gibt. Das war für mich schon immer interessant.

Mein Interesse hat viel mit Roger Willemsen zu tun. Er war Schriftsteller. Er hat auch für Zeitungen und das Fernsehen gearbeitet. Er war sehr wichtig für mich. Ich habe viel von ihm gelernt. Leider ist Roger 2016 gestorben.



Ich habe mit ihm oft darüber gesprochen, was in der Gesellschaft nicht gut funktioniert und er hat mir gezeigt, wie interessant Medien sind.

Nach der Schule habe ich Kommunikation für Gesellschaft und Wirtschaft an der Universität der Künste Berlin studiert.

Im Studium wollte ich mich nicht mit Menschen mit Behinderung beschäftigen. Auf keinen Fall!
Ich wollte mit diesem Bereich nichts zu tun haben.
Meine Behinderung sollte nicht mein Beruf werden.
So sollten die Leute nicht über mich denken und ich wollte das nicht über mich denken.

Aber in meinem Studium merkte ich langsam: Ich musste mich mit meiner Behinderung beschäftigen und mit allem, was dafür wichtig war. Also musste ich mich auch mit meinen Gefühlen beschäftigen. Das war schwer für mich.

Ich habe angefangen, mich zu fragen:

- Was sind meine eigenen Erfahrungen
- Wie gehen große Medien mit dem Thema Behinderung um?

Ich fand es spannend, mich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Aber es hat mir auch weh getan, dass ich das früher nie tun wollte.

Ich habe mich dann entschieden, meine Diplom-Arbeit über das Thema zu schreiben. Meine Frage war also: Wie gehen Medien mit dem Thema Behinderung um?

Noch im Studium fing ich an, ein sozialer Aktivist zu sein. Im Jahr 2004 habe ich die Aktionsgruppe Sozialhelden gegründet. Das habe ich zusammen mit meinem Cousin Jan gemacht. Seit vielen Jahren ist die Aktionsgruppe ein eingetragener Verein und heißt Sozialheld*innen e.V.

Wir haben einen Super-Zivi für mich gesucht. Der Zivi sollte mir im Alltag helfen. Er sollte meine Assistenz werden. Dafür haben wir eine Radio-Show gemacht. In dieser Radio-Show haben wir den Super-Zivi dann auch gefunden. Das war eines unserer ersten Projekte.

Danach kamen Projekte wie die Wheelmap. Das ist eine Art Landkarte. Man kann auf der Karte Orte suchen, die für den Rollstuhl geeignet sind. Alle können helfen, die Karte zu verbessern.

Das Team der Sozialheld*innen wurde größer. Immer mehr Menschen haben unsere Projekte und unsere Werbung gesehen. Ich war immer öfter der Ansprechpartner für die Medien. Das galt besonders für die Themen Behinderung, Inklusion und Barrierefreiheit. Obwohl ich mich am Anfang nicht mit dem Thema beschäftigen wollte, ist das Thema Behinderung mein Beruf geworden.

Wie das gekommen ist, beschreibe ich in meinem anderen Buch. Das Buch ist aus dem Jahr 2014. Es heißt: Dachdecker wollte ich eh nicht werden.



Danach war mir klar:

Wenn ich noch ein Buch schreibe, dann muss ich mich inhaltlich mit dem Thema Inklusion beschäftigen.

Es gibt eine Frage, die mir oft in Interviews und auf Veranstaltungen gestellt wird.

Die Frage lautet:

Wie weit sind wir mit der Inklusion in Deutschland?

Und das ist auch die Frage, die mich am meisten nervt.

Die Frage ist ganz falsch gestellt. Man kann nicht sagen, im Moment haben wir 43 Prozent Inklusion und wenn wir jetzt noch etwas Bestimmtes machen, dann werden es 56 Prozent. So funktioniert das mit der Inklusion nicht.

Wenn Menschen das fragen, dann wünschen sie sich eine Liste. Auf der Liste soll genau stehen, was sie für die Inklusion tun müssen. Sie wollen einfach die Liste durcharbeiten, vom ersten bis zum letzten Punkt.

Aber so eine Liste gibt es nicht. Inklusion ist mehr als Zahlen auf einer Liste. Es ist ein komplizierter Weg für die ganze Gesellschaft.

Viel spannender ist für mich: Auf welche Fragen zum Thema Inklusion haben wir noch keine Antworten? Diese Fragen müssen wir stellen. Viele Dinge werden immer wieder gesagt. Das ist schon seit Jahrzehnten so.

Aber wir dürfen nicht immer die gleichen Dinge zum Thema sagen. Dann geht es mit der Inklusion nicht weiter. Dass die Inklusion in Deutschland so langsam vorangeht, liegt auch an den Strukturen. Das heißt: Es liegt an der Art, wie manche Dinge in Deutschland gemacht werden.

Es gibt verschiedene Institutionen, die es in Deutschland schon sehr lange gibt. Sie funktionieren schon lange gleich. Und sie wollen sich oft nicht verändern. Dafür haben sie dann viele Ausreden. Denn es ist einfacher, Dinge nicht zu ändern.

Wenn man es doch will, dann muss man genau über Behinderung und Inklusion nachdenken. Man muss sich Fragen stellen. Man muss zum Beispiel fragen:
Haben wir bisher alles richtig gemacht?

Die Antworten sind vielleicht schwierig und nicht schön. Deshalb wollen die Institutionen die Fragen gar nicht stellen.

Ich möchte in meinem Buch diese wichtigen Fragen stellen. Und ich möchte Sie einladen, dieses Buch zu lesen und sich die Fragen auch zu stellen.

Dieses Buch besteht aus 3 Teilen.

1. Teil:

Hier beschäftige ich mich mit dem Begriff Inklusion. Und es geht um die verschiedenen Arten, wie die Gesellschaft mit dem Thema Behinderung umgeht. Außerdem geht es darum, was Ableismus ist und was Ableismus für Menschen mit Behinderung bedeutet. Am Ende schaue ich mir das Sozialsystem von unserem Staat genau an.

2. Teil:

Hier beschäftige ich mich mit verschiedenen, wichtigen Bereichen des Themas Inklusion. Diese Bereiche sind: Barrierefreiheit, das Schulsystem, der Arbeitsmarkt, selbstbestimmt leben als Mensch mit Behinderung, Sex und Behinderung und Künstler*innen mit Behinderung. Dafür habe ich mit vielen Experten und Expertinnen zusammengearbeitet und ich habe mit Selbstvertreter*innen zusammengearbeitet.

3. Teil:

Hier bringe ich wichtige Ergebnisse meines Buches zusammen. Mit diesen Ergebnissen möchte ich zeigen, wie wir Inklusion wirklich besser machen können.

Ich hoffe, dass Menschen durch mein Buch neue Ideen bekommen. Das gilt für Menschen mit Behinderung und für Menschen ohne Behinderung. Alle sollen neu über das Thema Inklusion nachdenken. Dabei ist es egal, ob man sich schon damit beschäftigt hat oder nicht.

Ich will nicht so tun, als würde ich alles über das Thema Inklusion wissen. Dieses Buch kann nicht alles erklären. Es ist auch kein wissenschaftliches Buch.

Ich kann und will auch nicht für alle Menschen mit Behinderung sprechen.

Jeder Mensch ist anders.

Ich habe deshalb mit vielen Experten und Expertinnen und mit vielen Selbstvertretern und Selbstvertreterinnen gesprochen. Ich möchte diesen Menschen hier die Möglichkeit geben, ihre Ideen bekannt zu machen.

Inklusion ist für die ganze Gesellschaft wichtig.

Wir müssen zusammen daran arbeiten.

Als Aktivist möchte ich erreichen, dass Menschen aktiv werden. Ich möchte, dass Menschen über wichtige Dinge reden.

Kann wirklich alles so bleiben, wie es ist?

Diese Frage möchte ich immer wieder stellen.

Vielleicht haben manche Menschen dann neue Ideen und sehen Dinge anders.

Ich möchte zeigen, dass viele Menschen Ausreden beim Thema Inklusion benutzen. Ich möchte etwas gegen die Ausreden tun und ich möchte mit meinen Gesprächspartner*innen nach neuen Wegen suchen.

Inklusion soll nicht nur eine schöne Idee sein.

Inklusion soll für alle Menschen normal werden.

Teil 1:

Inklusion, Ableismus und Probleme in der Struktur

Was meine ich mit Inklusion?

Das Wort Inklusion wird oft zusammen mit dem Wort Behinderung benutzt. Aber eigentlich bedeutet das Wort Inklusion noch viel mehr als das.

Inklusion bedeutet: man akzeptiert jeden Menschen.

Jeder Mensch ist anders.

Jeder Mensch ist etwas Besonderes.

Aber alle Menschen haben die gleichen Rechte. Alle sollen selbst über ihr Leben bestimmen können. Sie sollen in der Gesellschaft mitmachen können.

Inklusion gilt für alle.

Dabei ist es egal:

- wo man herkommt,
- welches Geschlecht man hat,
- welche Art von Sexualität man hat,
- welche Hautfarbe und Religion man hat,
- oder ob man eine Behinderung hat.

Wenn man sich nur auf einen dieser Punkte konzentriert, dann kann das gefährlich sein. Der Punkt wird dann vielleicht noch stärker als Problem gesehen.

In diesem Buch geht es trotzdem besonders um das Thema Behinderung. Das hat mehrere Gründe.

Inklusion ist für viele Menschen mit Behinderung ein guter Begriff. Schon der Begriff macht die Menschen mutiger. Sie fühlen sich stärker.

Für mein Leben ist dieser Begriff wichtig.
Und das gilt auch für meinen Beruf als Aktivist.

Bei Inklusion können noch andere Begriffe wichtig werden. Diese Begriffe sind zum Beispiel Gleichberechtigung, Teilhabe oder Empowerment.

Diese Begriffe kamen von verschiedenen Gruppen von Menschen. Sie kamen von:

- Aktivisten und Aktivistinnen,
- Schwarzen Menschen,
- Feminist*innen
- und der queeren Community.

Ich wünsche mir, dass man diese Menschen in der Öffentlichkeit viel öfter hört und sieht.
Das gilt aber auch für Menschen mit Behinderung.

Menschen mit Behinderung haben einen eigenen und besonderen Blick auf die Welt. Deshalb ist Inklusion wichtig.

Ich beschäftige mich hier mit diesem besonderen Blick. Aber das soll nur der Anfang für eine große Diskussion sein. Es gibt immer viele Sachen, die einen Menschen besonders machen. Es ist nie nur eine Sache. Man darf nicht nur die Behinderung sehen. Es ist wichtig, sich mit dem ganzen Menschen zu beschäftigen. Es ist wichtig, den ganzen Menschen zu akzeptieren. Dieses Recht hat jeder Mensch. Das bedeutet Inklusion.

Wir wollen über Inklusion sprechen.

Dabei ist eine Sache wichtig:

Inklusion ist etwas anderes als Integration.

Der Unterschied zwischen Integration und Inklusion

Inklusion ist nur eine Idee. Inklusion gibt es in unserer Gesellschaft noch nicht wirklich.

Das Gegenteil von Inklusion ist Exklusion.

Das Wort bedeutet Ausgrenzung.

Das heißt, etwas oder jemand gehört nicht dazu.

Außerdem gibt es noch die Begriffe Separation und Integration. Diese Begriffe sind auch sehr interessant.

Ich will versuchen, diese Begriffe zu erklären.

Dafür nutze ich ein Beispiel: die Schule.

Früher durften Menschen mit Behinderung oft nicht zur Schule gehen. Sie wurden als eine eigene Gruppe gesehen. Darum konnten sie nicht teilnehmen.

Heute gibt es in Deutschland sogenannte Regelschulen und Förderschulen. Es gibt in Deutschland also auch besondere Schulen für Menschen mit Behinderung. Sie sind von den anderen getrennt. Für Menschen mit Behinderung gibt es besondere Bereiche.

Diese Bereiche sind von der Gesellschaft getrennt.
Menschen mit Behinderung sind dort unter sich. Sie haben keinen oder nur sehr wenig Kontakt zu ihrer Umwelt. Sie sind kein selbstverständlicher Teil der Gesellschaft.

Umgekehrt gilt das auch. Menschen ohne Behinderung sind im allgemeinen System. Sie haben oft nichts mit Menschen zu tun, die von diesem System getrennt sind. Das ist in der Schule und in anderen Bereichen so.

Einige von diesen Bereichen beschreiben wir im zweiten Teil dieses Buches.

Behinderte Menschen sollen ein normaler Teil der Gesellschaft sein.

Wie kann man das am besten erreichen?

Dafür werden neue Ideen entwickelt.

Das heißt für das Beispiel Schule:

Alle Kinder sollen gemeinsam lernen können.

Alle Kinder sollen an Regelschulen gehen.

Aber Vorsicht: Es gibt einen Unterschied zwischen Integration und Inklusion. Bei der Integration gibt es schon eine Gruppe, in der es feste Regeln gibt. Dann kommen andere Menschen in diese Gruppe. Die neuen Menschen der Gruppe müssen sich an die Regeln halten. Das heißt, die neuen Mitglieder der Gruppe müssen sich vielleicht ändern. Dann gehören sie dazu. Die Regeln bleiben aber.

Inklusion ist etwas ganz anderes. Bei der Inklusion soll das ganze System anders werden. Alle Menschen sollen in dem System mitmachen können. Alle sollen gleich wichtig sein. Alle sollen für sich selbst entscheiden und gut zusammenleben können. Das heißt, die Gruppe macht neue Regeln für alle.

Es gibt immer Unterschiede zwischen den Menschen. Das darf man nicht vergessen. Jeder Mensch soll das haben, was er braucht. Dafür muss sich dann aber das System ändern und nicht der Mensch. Für die Schule heißt das: Es reicht nicht, dass behinderte Kinder von einer Förderschule auf eine Regelschule kommen.

Die Idee von Inklusion ist:

Es gibt diese Unterschiede gar nicht mehr. Es gibt eine Schule für alle. Schüler*innen brauchen verschiedene Dinge zum Lernen. Diese Dinge müssen sie bekommen. Also muss sich die Schule ändern und nicht die Schüler*innen.

Inklusion ist ein Menschenrecht

Für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung gibt es ein neues Gesetz. Dieses neue Gesetz ist die UN-Behinderten-Rechts-Konvention.

Die Abkürzung ist UN-BRK.

Die UN-BRK beschreibt, dass auch Menschen mit Behinderung alle Menschen-Rechte haben.

Man muss die Menschen-Rechte von Menschen mit Behinderung besonders schützen und fördern.

In dem Gesetz steht auch, was das Wort Behinderung bedeutet. Da steht: „Menschen haben eine Behinderung, wenn sie schon lange Probleme mit ihrem Körper, ihrem Geist, oder ihrer Seele haben. Durch diese Probleme und viele Barrieren können sie nicht gut in der Gesellschaft mitmachen.“

Die UN-BRK wurde 2006 von den Vereinten Nationen beschlossen. Im Jahr 2008 wurde sie ein Gesetz.

In der UN-BRK steht, dass Menschen mit Behinderung die allgemeinen Grund-Rechte haben.

Außerdem enthält sie genaue Regeln. Diese Regeln passen zu den Lebens-Situationen von Menschen mit Behinderung. Sie sollen alles mitmachen können. Sie sollen alles verstehen können.

In der UN-BRK stehen zum Beispiel die Themen:

- Justiz,
- Bildung,
- Gesundheit,
- und Wahlrecht.

Der Originaltext der UN-BRK ist auf Englisch geschrieben. Der englische Begriff inclusion ist in diesem Text wichtig. Er kommt öfter vor.

Der englische Begriff inclusion wurde aber oft falsch übersetzt. Da steht auf Deutsch das Wort Integration. Das heißt aber etwas anderes. Auch andere Begriffe wurden falsch übersetzt. Manchmal sind die Original-Begriffe wichtig, damit man ein Thema richtig verstehen kann.

Im deutschen Text der UN-BRK stehen öfter falsche Begriffe. Deshalb finden viele Menschen den Text nicht gut gemacht.

Außerdem hat kein Mensch mit Behinderung an dem Text mitgearbeitet. Deshalb gibt es noch eine andere Übersetzung der UN-BRK. In dieser Übersetzung werden die Fehler verbessert.

Es ist wichtig, die Bedeutung der UN-BRK zu verstehen. Menschen mit Behinderung haben alle Grund-Rechte. Das steht auch schon in anderen Texten und Gesetzen.

Das steht zum Beispiel in nationalen Gesetzen. Diese sind immer nur für ein Land gültig. In Deutschland ist das zum Beispiel das Grundgesetz.

Das steht aber auch in internationalen Gesetzen. Diese Gesetze sind in vielen Ländern gültig. Das sind zum Beispiel die Menschenrechts-Charta der Vereinten Nationen und die Erklärung der Rechte für behinderte Menschen.

Die UN-BRK ist aus 2 Gründen so wichtig:

- Sie kann in einem Staat Gesetze ändern, wenn der Staat der UN-BRK zugestimmt hat. Der Staat muss sich dann an die Regeln der UN-BRK halten.
- Die UN-BRK hilft, neu über den Begriff Behinderung nachzudenken. Dadurch können wir den Begriff Behinderung neu erklären.

Das macht zum Beispiel die Disability-Forscherin Theresia Degener. Disability ist das englische Wort für Behinderung. Theresia Degener arbeitet also wissenschaftlich am Thema Behinderung.

Einen wichtigen Bereich ihrer Arbeit nennt sie:
Das menschenrechtliche Modell von Behinderung.

Theresia Degener sagt:

„Es sieht oft aus, als wären Menschen mit Behinderung kein Teil der Gesellschaft. Das liegt aber nicht nur an der Behinderung dieser Menschen. Es liegt auch daran, dass die Menschen bestimmte Rechte nicht bekommen.“

Aber wirklich alle Menschen müssen die Menschenrechte haben. Der Staat und die Gesellschaft müssen dafür sorgen. Alle Menschen müssen die gleichen Möglichkeiten haben. So sollen der Staat und die Gesellschaft auch Diskriminierung verhindern.“

Wenn wir über Inklusion sprechen, dann müssen wir auch über die Fehler in der Gesellschaft sprechen. Wir müssen verstehen, warum Menschen mit Behinderung oft nicht dazugehören.

Warum ist das eigentlich so passiert?

Was denken viele Menschen über Behinderung?

Und was haben sie früher darüber gedacht?

Um diese Fragen geht es auf den nächsten Seiten.

Normal und nicht normal

Es gibt eine Stelle gegen Diskriminierung in der Regierung. Sie heißt Antidiskriminierungs-Stelle. Man kann dort Diskriminierung melden.

Im Jahr 2020 hatten dort die meisten Meldungen mit dem Thema Behinderung zu tun. Es gab auch Meldungen von Diskriminierung zu den Themen Herkunft und Geschlecht. Zu diesen 3 Themen kamen auch im Jahr 2021 die meisten Meldungen.

Die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung hat viele Gründe. Ein wichtiger Grund ist, was viele Menschen früher über das Thema Behinderung dachten.

Eine Behinderung wurde oft als Krankheit gesehen. Sie war für viele Menschen einfach nur ein Fehler in der Biologie. Die Gesellschaft hat festgelegt, was normal ist. Es gab die normalen und die nicht normalen Menschen.

Diese Regeln kann man oft nicht sehen. Sie stehen in keinem Gesetz. Aber jeder Mensch in der Gesellschaft weiß trotzdem, wer normal ist und wer nicht.

In der Zeit des Nationalsozialismus war das viel schlimmer als heute. Menschen, die nicht normal waren, hatten kein Recht zu leben. Das war die Meinung der Nazis. Nicht normale Menschen wurden eingesperrt und umgebracht. Sie gehörten ganz sicher nicht zur Gesellschaft.

Heute sehen die Menschen das zum Glück wieder anders. Aber es gibt leider noch oft die Idee, dass Menschen mit Behinderung von anderen Menschen getrennt werden sollen. Das passiert zum Beispiel in Förderschulen, Behinderten-Werkstätten und Wohnheimen für behinderte Menschen.

Das sind Räume für Menschen, die anders sind als die anderen. Die Räume und die Menschen in den Räumen sind anders. Sie gehören nicht wirklich zur Gesellschaft. Das ist falsch. Das ist Diskriminierung. Es ist ein Problem in der Gesellschaft.

Für viele Menschen sind Menschen mit Behinderung krank. Sie können sich nicht selbst helfen. Sie brauchen Pflege. Viele Menschen denken auch, man müsste eine Behinderung immer sehen.

Manche Behinderungen kann man aber nicht sehen.
Vielleicht merkt man die Behinderung im Alltag nicht.
Und dann denken die Menschen oft, die Behinderung
wäre nicht da.

Manche sagen dann: „Für mich bist du nicht behindert.“
Oft wollen diese Menschen nett sein, wenn sie das sagen.
Sie wollen damit sagen: „Ich sehe deinen Fehler nicht“.
Aber das heißt dann trotzdem, dass die Behinderung für
sie ein Fehler ist. Hier wird die Behinderung als Krankheit
und Fehler gesehen. Das ist das medizinische Modell von
Behinderung.

Viele Menschen mit Behinderung sehen sich selbst aber
ganz anders. Sie sehen die Behinderung als einen Teil ihrer
Person. Sie denken nicht so sehr an diesen Teil.
Die Behinderung ist dann kein Fehler. Sie ist nicht gut oder
schlecht. Sie ist nicht der wichtigste Teil der Person. Sie ist
einfach da und sie ist ein Teil von vielen. Die Behinderung
ist dann genauso wie die Farbe der Augen.

Das heißt, die Person hat selbst keine Behinderung.
Die Umwelt und die Gesellschaft machen diesen Teil der
Person zu einer Behinderung.

Die Unterschiede von Menschen werden zu Problemen gemacht. Dabei müssen Umwelt und Gesellschaft einfach mehr Rücksicht auf Unterschiede nehmen.

Zum Beispiel: Ich benutze einen Rollstuhl.

Wenn ich vor einer Treppe stehe oder der Aufzug kaputt ist, dann komme ich nicht weiter. Ich kann nicht laufen.

Aber das behindert mich in dem Moment nicht. Das ist dann nicht mein Problem. Mein Problem ist in diesem Moment der kaputte Fahrstuhl. Mein Problem sind also die vielen Barrieren in der Welt.

Mein Rollstuhl gibt mir Freiheit. Ich kann mit dem Rollstuhl besser über mein Leben bestimmen. Der Rollstuhl behindert mich nicht.

Diese Sichtweise nennt man:

soziales Modell von Behinderung.

In diesem Modell entsteht die Behinderung erst durch die Barrieren in der Gesellschaft.

Die Barrieren sind aber nicht nur an bestimmten Orten.

Es gibt zum Beispiel auch Barrieren im Arbeitsmarkt.

Es geht also auch um Strukturen und Einrichtungen, die Menschen behindern.

Es geht um die Frage, wie man
Dinge besser und sozialer machen kann.

Eine Sache ist mir dabei aber noch sehr wichtig:
Niemand soll so tun, als gäbe es keine Probleme.
Das meint das soziale Modell von Behinderung nicht.

Menschen haben Probleme und Schmerzen. Sie erleben
schwierige Dinge im Alltag. Sie können bestimmte Dinge
vielleicht nicht tun. Aber das ist nicht immer das, was zu
einer Behinderung führt.

Schauen wir uns den Bereich der Sprache an.
Dort sieht man die Unterschiede zwischen dem
medizinischen Modell und dem sozialen Modell
sehr genau.

So wichtig ist die Sprache

Ich werde immer wieder gefragt, ob man eigentlich das Wort behindert sagen darf. Das fragen mich meistens Menschen, die nicht behindert sind.

Der Schauspieler Wotan Wilke Möhring hat mal ein Interview gegeben und zu dem Thema etwas gesagt. Er hat keine Behinderung. Aber er hat in einem Film über Inklusion mitgespielt. Der Film heißt: Weil wir Champions sind.

Wotan Wilke Möhring hat gesagt: Er würde seine Kollegen und Kolleginnen nicht behindert nennen. Das wäre ein schlechter Begriff. Der Begriff würde nur zeigen, was andere Menschen nicht können.

Wotan Wilke Möhring wollte zeigen, dass er das medizinische Modell schlecht findet. Trotzdem gibt es da ein Problem. Er denkt, das Wort behindert sollte man nicht benutzen. Das denken gerade sehr viele Menschen. Diese Menschen wollen für behindert ein schöneres und netteres Wort finden.

Sie sagen dann zum Beispiel:

- „Du bist herausgefordert.“
- „Du lebst mit Handicap.“
- „Du hast spezielle Bedürfnisse.“

Ich denke, diese Worte sind nicht genau genug. Es gibt Barrieren und Strukturen, die Menschen behindern. Das will das soziale Modell von Behinderung klarmachen. Deshalb denke ich, wir sollten das immer klar sagen.

Die Aktivistin Tanja Kollodzieyski sagt:

„Der Begriff Behinderung kann zeigen, dass es Probleme in der Gesellschaft gibt. Denn viele Menschen mit Behinderung haben kein Problem mit dem Wort. Menschen ohne Behinderung sollten sich daran gewöhnen, dass Behinderung ein normales Wort ist. Es ist nicht gut oder schlecht. Es ist einfach nur ein Wort.“

Sprache kann Menschen zum Nachdenken bringen. Zum Beispiel gibt es eine Studie aus den USA.

Die englischen Worte has a disability bedeuten auf Deutsch: Hat eine Behinderung.

Wenn man einen Menschen mit diesen Worten beschreibt, dann erlebt er weniger Diskriminierung.

Auf Englisch sagt man aber auch: special needs.

Das bedeutet auf Deutsch: Braucht besondere Hilfe.

Wenn man einen Menschen aber mit diesem Begriff beschreibt, dann erlebt er mehr Diskriminierung.

Wenn man an das medizinische Modell von Behinderung denkt, dann ist das keine Überraschung. Wenn Menschen besondere Hilfe brauchen, dann denken andere Menschen schnell: Das ist nicht normal. Sie denken dann wieder an besondere Orte für Menschen mit Behinderung.

Sie denken zum Beispiel an Förderschulen, Behinderten-Wohnheime und an Werkstätten für behinderte Menschen. An diesen Orten sind sie von den anderen Menschen getrennt.

Das medizinische Modell ist noch in den Köpfen von sehr vielen Menschen. Für die Gesellschaft war das lange kein Problem.

Ein Beispiel ist der Begriff Heilerziehungspflege. Das ist der Name für einen Beruf. Auf der Internet-Seite der Agentur für Arbeit steht, was man in diesem Beruf macht.

Auf der Seite steht:

Als Heilerziehungspfleger*innen müssen Sie Menschen mit Behinderung betreuen. Das heißt, Sie müssen in jeder Situation helfen und pflegen.

Das tun Sie in der Einrichtung, in der Sie arbeiten, oder bei der Person zu Hause. Sie begleiten die Person und helfen im Alltag.

Die Ausbildung dauert 2 bis 5 Jahre.

Das kommt auf das Bundesland an.

Mögliche Arbeitgeber*innen sind:

Behinderten-Heime, Förderschulen, Werkstätten für behinderte Menschen und private Haushalte.

Ich finde, der Begriff Heilerziehungspflege ist ein Problem.

Um das zu erklären, möchte ich das Wort aufteilen.

Es besteht aus 3 Teilen.

Die Teile sind:

1. Heil
2. Erziehungs
3. Pflege.

1. Das Wort Heil:

Da denkt man sofort an das Wort heilen. Das heißt gesund machen. Das heißt, man denkt an das medizinische Modell von Behinderung. Man denkt also: Behinderte Menschen sind krank, haben Fehler und müssen gesund werden.

Ich bin ein behinderter Mensch. Niemand soll mich gesund machen. Ich fühle mich nicht behindert. Also kann ich nicht gesund gemacht werden. Meine Umwelt behindert mich. Ich bin der Mensch, der ich bin.

2. Das Wort Erziehung:

Man denkt, Menschen mit Behinderung würden Erziehung brauchen. Das heißt, sie sollen etwas lernen. Wie ein Kind, das etwas von den Eltern lernt.

Es gibt nur einen anderen Bereich, wo das Wort in Deutschland so benutzt wird: im Gefängnis.

Ich finde, man sollte das Wort Erziehung nicht für erwachsene Menschen benutzen. Das passt nicht. Erwachsene Menschen können selbst entscheiden und selbstständig leben.

3. Das Wort Pflege:

Das Wort kennt man aus dem Bereich der Medizin.

Es geht dabei um Hilfe. Man hilft den Patienten und Patientinnen, gesund zu werden.

Das ist keine Selbstbestimmung. Die Patient*innen tun nichts selbstständig. Genau das soll aber das Ziel sein, denke ich. Menschen mit Behinderung sollen aktiv und selbstständig sein können und sich auch selbst helfen.

Es gibt genug andere Wörter, die man nehmen könnte.

Mein Vorschlag wäre das Wort Inklusions-Assistenz.

Das Wort wäre neu.

Ich habe schon oft gesagt, dass ich den Begriff

Heilerziehungspflege schlecht finde. Das hat auch

Menschen gestört, die in diesem Beruf arbeiten.

Viele dieser Menschen wollen anderen Menschen helfen.

Sie wollen das Gefühl haben, gebraucht zu werden.

Sie wollen sich gut fühlen, weil sie jemandem helfen.

Und sie wollen Dank für ihre Arbeit.

Ich weiß, dass viele Heilerziehungspfleger*innen etwas

Gutes tun wollen. Ich habe großen Respekt vor den

Personen, die diesen Job machen. Ich verstehe, dass diese

Personen sich gut fühlen und gebraucht werden möchten.
Aber trotzdem ist es wichtig, wie sie über Menschen mit
Behinderung denken.

Vielleicht denken sie: Behinderte Menschen können nichts
selbst tun. Deshalb ist ihr Job wichtig. Das ist aber falsch.
Heilerziehungspfleger*innen helfen und Menschen mit
Behinderung bekommen die Hilfe.

Aber beide Gruppen müssen wichtig sein.
Und beide müssen sich dafür entscheiden können.

Heilerziehungspfleger*innen haben eine Ausbildung.
Sie werden bezahlt. Sie sollen Menschen mit Behinderung
helfen. Man bekommt in diesem Beruf oft zu wenig Geld.
Das muss sich ändern.
Und es ist auch wichtig, dass es Dankbarkeit für die
Menschen in diesem Beruf gibt. Das sollte so sein.
Ich habe überhaupt kein Problem mit der Arbeit.
Und ich habe kein Problem mit den Menschen.

Ich habe hier eine Struktur beschrieben, die Inklusion
behindert. Ich habe also ein Problem mit der Denkweise
und der Struktur.

Es ist interessant, wie viele Menschen über das Thema Behinderung reden. Daran kann man gut sehen, was sie denken.

Solche Sätze sind zum Beispiel:

- „Behinderte Menschen sind an den Rollstuhl gefesselt.“
- „Sie leiden an einer Behinderung.“
- „Sie schaffen ihr Leben, obwohl sie eine Behinderung haben.“

Diese Sätze hört man leider immer wieder. Sie werden auch im Fernsehen und im Radio oft benutzt. Dabei kann man schnell an das medizinische Modell von Behinderung denken. Die Sätze klingen, als wäre die Behinderung schlecht und ein Fehler.

Ich bin nicht nur Aktivist, sondern habe auch Kommunikation studiert.

Ich will hier gern allen Lesern und Leserinnen sagen: „Es ist wichtig, über die Sprache nachzudenken!“

Das gilt für viele Themen und auch für das Thema Behinderung. Nur so kann man eine bessere Art finden, darüber zu sprechen.

Es ist wichtig, dass behindert kein Schimpfwort ist und dass man es nicht so benutzen sollte. Aber das ist noch nicht alles. Wir sollten als Gesellschaft ein Gefühl dafür bekommen, wie wichtig Sprache ist.

Wie wir sprechen, macht Bilder in unseren Köpfen. Das gilt auch für das Bild von Behinderung. Am wichtigsten ist dabei, wie Menschen mit Behinderung diese Sprache finden. Das ist natürlich von Mensch zu Mensch unterschiedlich. Es müssen nicht alle so über das Thema denken und sprechen wie ich.

Am besten sprechen wir zusammen darüber. Dann können wir zum Beispiel besprechen, wie Menschen mit Behinderung sich selbst nennen wollen und warum.

Es gibt immer noch zu viele schlechte Begriffe. Diese Begriffe machen aus Menschen mit Behinderung schwächere Menschen, die nicht normal sind. In der Forschung gibt es einen Begriff für dieses Thema.

Wir wollen diesen Begriff auf den nächsten Seiten
genauer ansehen.

Der Begriff lautet Ableismus.

Was ist Ableismus?

Das Wort Ableismus kann man aufteilen, um es zu verstehen.

Darin steckt ein englisches Wort.

Das Wort heißt: able.

Das heißt, jemand kann etwas tun.

Und aus der deutschen Sprache kommt der zweite Teil.

Das ist: ismus. Wenn Wörter mit ismus enden, dann heißt das oft: Es geht darum, was manche Menschen denken.

Die Endung ismus gibt es oft bei Fachwörtern.

Ein Beispiel ist das Wort Rassismus.

Rassismus heißt: Manche Menschen denken, dass Ausländer*innen weniger wert sind. Deshalb behandeln sie Ausländer*innen dann schlechter.

Bei Ableismus geht es um Menschen mit Behinderung.

Manche Menschen denken: Menschen mit Behinderung können automatisch weniger als andere Menschen.

Sie denken: Weil Menschen mit Behinderung weniger können, sind sie weniger wert. Das ist falsch.

Niemand darf entscheiden, ob ein Mensch mehr oder weniger wert ist als ein anderer Mensch.

Aber das ist noch nicht alles.

Ableismus ist auch eine bestimmte Vorstellung davon, was normal ist. Es ist eine Vorstellung davon, wie ein Mensch sein sollte und was er können sollte.

Ich möchte das an einem Beispiel von Sigrid Arnade zeigen. Sie arbeitet bei einem Verein. Der Verein heißt Interessen-Vertretung Selbstbestimmt Leben e. V. Die Abkürzung ist ISL.

Das Beispiel ist:

Frau A. fährt nach der Arbeit mit dem Bus nach Hause. Sie ist Rollstuhlfahrerin und will in der Zeit nach Hause, in der besonders viel Verkehr ist.

Der Busfahrer ärgert sich und fragt:

„Müssen Sie denn wirklich um diese Zeit fahren?“

Frau A. antwortet:

„Ja. Das ist keine Kaffeefahrt. Ich fahre nicht zum Spaß. Ich fahre zur Arbeit.“

Der Busfahrer findet das plötzlich toll, so als wäre das etwas Besonderes. Er sagt:

„Oh, das ist gut, dass Sie arbeiten.“

Was passiert in diesem Beispiel?

Der Busfahrer denkt:

Frau A. benutzt einen Rollstuhl. Deshalb kann sie keinen wichtigen Grund haben, um zu dieser Zeit mit dem Bus zu fahren. Dass sie jetzt doch fährt, macht dem Busfahrer Arbeit. Er muss die Rampe für sie bereit machen.

Zuerst schätzt er Frau A. also schlecht ein.

Dann hört er, dass Frau A. einen Beruf hat und deshalb Bus fährt. Das findet er dann plötzlich gut.

Er denkt, es ist etwas Besonderes.

Sie arbeitet, obwohl sie eine Behinderung hat.

Das ist etwas Normales für Frau A.

Aber das versteht der Busfahrer nicht. Für ihn ist es nicht normal, dass Menschen mit Behinderung arbeiten.

Das ist eine Form von Ableismus.

Das passiert oft im Alltag von Menschen mit Behinderung.

Es zeigt eine falsche Vorstellung von Behinderung.

Diese Vorstellung kann zum Beispiel durch Sprache entstanden sein. Vielleicht denken Freunde und Freundinnen von diesem Busfahrer so. Er kann diese Vorstellung von ihnen haben. Er kann diese Vorstellung bekommen haben, ohne es zu merken.

Oft kommt Ableismus von Menschen ohne Behinderung. Aber auch Menschen mit Behinderung können sich ableistisch verhalten.

Zum Beispiel:

Ein Mensch im Rollstuhl schreibt eine Nachricht auf Instagram. Er macht Fotos dazu. Aber er macht keine Bildbeschreibung zu den Fotos. Ein Mensch mit Sehbehinderung kann die Fotos aber vielleicht nicht sehen. Der Mensch im Rollstuhl denkt also nur daran, was er selbst kann oder nicht kann. Seine Fähigkeiten gelten aber nicht für jeden Menschen. Es ist also eine Form von Ableismus.

Es kann aber auch sein, dass die Person im Rollstuhl wirklich keine Bildbeschreibung machen kann. Vielleicht hat sie dafür nicht mehr genug Energie. Dann wären Hilfen durch Technik oder andere Menschen eine gute Lösung.

Hier kann man sehen:

Ableismus ist nicht nur das, was man von anderen Menschen glaubt und wie man deshalb über diese Menschen denkt. Ableismus hat Folgen.

Er kann das Leben von Menschen ändern.

Barrieren im Alltag entstehen oft durch Ableismus.

Diese Barrieren sind zum Beispiel:

- Ein Bild ohne Ton zur Erklärung,
- ein Gebäude, in dem man die Wege schlecht findet,
- Stufen, die man immer wieder hochkommen muss.

Weil diese Art von Ableismus fast überall ist, ist das fast schon normal für Menschen mit Behinderung. Überall sind Barrieren. Viele Menschen mit Behinderung denken deshalb auch schlecht von sich selbst. Sie denken, sie müssten besser oder anders sein. Sie richten den Ableismus gegen sich selbst und ihre Behinderung.

Dieses Verhalten heißt internalisierter Ableismus.

Ich denke zum Beispiel immer noch, ich könnte anderen Menschen mit meiner Behinderung Probleme machen. Andere Menschen mit Behinderung denken, sie müssen immer viel Leistung bringen.

Sie wollen zeigen:

„Ich bin genauso gut, wie ein Mensch ohne Behinderung“.

Bei diesen Arten von internalisiertem Ableismus kämpft man gegen sich selbst. Man fühlt sich selbst schwach. Man denkt, nur Menschen ohne Behinderung sind stark.

Der Grundgedanke von Ableismus ist:

Es gibt starke und schwache Gruppen von Menschen.

Und die Starken bestimmen über die Schwachen.

Dieser Gedanke kann gefährlich sein und ist auf jeden Fall eine Diskriminierung.

Das alles zeigt, wie wichtig das Thema Ableismus für die Inklusion ist. Es ist wichtig, dass alle Menschen gleich sind und alle in der Gesellschaft gut mitmachen können. Es ist wichtig, dass jeder Mensch einfach sein darf, wie er ist. Aber wie soll das möglich sein, wenn man Gruppen von Menschen in stark und schwach einteilt?

Und was macht Ableismus mit behinderten Menschen?

Dazu erzähle ich jetzt eine persönliche Geschichte.

Wie man Belastung mit Löffel, Gabel und Messer erklären kann

Im Jahr 2022 hatte ich einen Autounfall. Ich wurde mit meinem Rollstuhl von einem Auto angefahren. Ich war auf dem Zebrastreifen. Das Auto ist gegen den Rollstuhl gefahren und so hat mich der Rollstuhl gerettet.

Mein linkes Bein war an mehreren Stellen gebrochen.

Ich musste oft ins Krankenhaus.

Es hat lange gedauert, bis ich wieder gesund war.

Ich hatte starke Schmerzen. Deshalb brauchte ich sehr starke Schmerzmittel. Ich hätte bei diesem Unfall sterben können.

Für mich sind viele Dinge im Alltag sehr anstrengend.

Ein Grund dafür ist meine Gesundheit.

Andere Gründe sind aber auch die vielen Barrieren in meiner Umwelt und mein internalisierter Ableismus.

Alles zusammen finde ich oft anstrengend.

Es macht mich müde.

Das kann zu einer sehr schweren Erschöpfung führen.

Diese Erschöpfung hat mit Behinderung zu tun.
Das Fachwort dafür ist Disability-Burnout.

Ich will zeigen, wie Menschen mit Behinderung mit dieser Anstrengung umgehen. Dafür gibt es die Theorie von Löffel, Gabel und Messer.

Man nennt sie die Besteck-Theorie.

Die Löffel-Theorie ist eine Idee von Christine Miserandino. Sie hat die Idee auf ihrem Blog beschrieben.

Von Menschen mit Behinderung kann man öfter den Satz hören: „Ich habe dafür keine Löffel mehr übrig.“

Die Idee ist: Auf dem Löffel ist die Energie, die man hat. Jeder Mensch hat jeden Tag mehrere dieser Löffel zur Verfügung. Wenn man etwas Stressiges erlebt, dann wird die Energie weniger. Behinderte Menschen und Menschen, die lange krank sind, haben sowieso schon weniger Energie. Sie haben also weniger Löffel mit Energie zur Verfügung. Gleichzeitig brauchen sie mehr Energie für ihren Alltag. Das heißt, die Löffel sind schneller leer.

Überall gibt es Barrieren im Alltag.

Das können kaputte Aufzüge, schwere Sprache oder ein ableistischer Busfahrer sein. Außerdem müssen sich Menschen mit Behinderung oft mit Anträgen und anderem Papierkram beschäftigen.

Immer wieder muss man zeigen und erklären, dass man eine Behinderung hat. Man muss erklären, dass man bestimmte Dinge braucht und dann kommt noch der internalisierte Ableismus dazu. Das alles kostet viel Energie. Die Löffel sind schnell leer.

Wenn man die Löffel-Theorie weiterdenkt, dann kommt die Gabel-Theorie dazu. Jetzt haben wir also Löffel und Gabel zusammen. Die Gabel-Theorie ist ähnlich wie die Löffel-Theorie.

Die Idee ist, dass Gabeln stechen und jeder Mensch kann nur eine bestimmte Zahl von Stichen aushalten.

Diese Idee soll zeigen, dass uns viele Erlebnisse weh tun.

Irgendwann hat die Gabel zu oft weh getan.

Es ist keine Energie mehr übrig.

Und jetzt kommt noch das Messer dazu.

Die Idee vom Messer ist von Terry Masson.
Man nennt sie auch die Messer-Theorie.
Mit einem Messer kann man viel schaffen. Es ist ein wichtiges Werkzeug, das fast überall helfen kann.
Aber es ist auch gefährlich, das Messer zu benutzen.
Man kann sich sehr wehtun.

Mit der Messer-Theorie kann man Dinge beschreiben, die besonders anstrengend waren. Diese Dinge haben so wehgetan, dass der Schmerz sehr lange bleibt.
Vielleicht geht der Schmerz auch gar nicht mehr weg.
Die Idee von dem Messer würde zum Beispiel passen, wenn ein Mensch ein Trauma erlebt hat.

Alle diese Ideen sollen zeigen, wie anstrengend das Leben mit Behinderung für den Körper und den Geist sein kann.

Ich bekomme immer größere Probleme mit meiner Gesundheit. Deshalb habe ich das Gefühl, dass ich immer weniger Löffel mit Energie habe. Ich glaube, dass ich immer weniger Stiche mit der Gabel aushalte.
Und dann passiert etwas wie der Autounfall.

Das alles sage ich nicht, um Mitleid für Menschen mit Behinderung zu bekommen. Es soll Ihnen als Leser*innen nur zeigen, dass es nicht nur um Theorien geht. Bei den Fachbegriffen Inklusion, Diskriminierung und Ableismus geht es um Menschen.

Unsere Gesellschaft soll für alle Menschen gut sein. Deshalb müssen diese Themen auch für alle wichtig sein.

Jetzt wollen wir uns wieder die Gesellschaft in Deutschland und ihre Struktur anschauen. Es geht um die Frage: Wie ist diese Struktur aufgebaut?

Ich nenne diese Struktur eine institutionalisierte Wohlfahrts-Struktur. Was ich mit diesem Begriff meine, werde ich jetzt genauer erklären.

Ich finde, dass dieses System für die Inklusion ein Problem ist. Warum ich das denke, erkläre ich auch im nächsten Kapitel.

Wo gibt es Gewalt in unserer Gesellschaft?

Und kann Hilfe auch Gewalt sein?

Diskriminierung von Menschen mit Behinderung kann auch durch Gewalt passieren. Diese Gewalt passiert nicht immer direkt. Es gibt viele Arten von Gewalt.

In der Pflegeeinrichtung Oberlinhaus in Potsdam wurden 4 Menschen mit Behinderung ermordet. Das ist natürlich ein sehr direktes Beispiel aus dem Jahr 2021. Darüber gab es viele Berichte in den Medien. Ich schreibe noch mehr darüber in dem Kapitel „Selbstbestimmt leben?“.

Es gibt aber auch Gewalt, die man schwerer erkennt. Und diese Gewalt kann es in allen Bereichen der Gesellschaft geben. Diese Gewalt gibt es, weil die Gesellschaft ist, wie sie ist. Die Gewalt ist in der Struktur der Gesellschaft und des Staates. Deshalb nennt man sie auch strukturelle Gewalt.

Etwas gegen diese Gewalt zu sagen oder zu tun, ist schwer. Das ist so, weil wir die ganze Struktur in unserer Gesellschaft und im Staat ändern müssten.

Das ist aber eine Ordnung, die für viele Menschen funktioniert. Außerdem kennen wir diese Ordnung. Viele Menschen fühlen sich dadurch sicher. Also wollen sie lieber nichts ändern. Dabei stört es sie dann auch nicht, dass Menschen mit Behinderung in dieser Ordnung oft nicht dazugehören.

Befriedungs-Verbrechen

Der italienische Psychiater Franco Basaglia arbeitet daran, die Gewalt in Strukturen klarzumachen. Er hat für die Menschen-Rechte von Menschen mit Behinderung gearbeitet. Er hat beschrieben, wie schlimm die Irrenanstalten in Italien waren. So hat man bestimmte Einrichtungen genannt, in denen Menschen lebten, die man nicht für normal gehalten hat. Franco Basaglia hat geschafft, dass diese Einrichtungen im Jahr 1978 schließen mussten.

Er beschreibt die Gewalt in diesen Einrichtungen genau. Er sieht sie als Verbrechen an. Er sagt: Die Fachleute in diesen Einrichtungen sind die starke Gruppe und die Menschen mit Behinderung sind die schwache Gruppe. So ist die Struktur.

Er sagt: Die Fachleute wollen erreichen, dass es so bleibt. Die Menschen mit Behinderung sollen ruhig bleiben. Sie sollen schwach bleiben. Sie sollen ihren Platz als schwache Gruppe in der Gesellschaft akzeptieren. Die Struktur in der Gesellschaft soll so bleiben. Es soll eine Art von Frieden in dieser Gesellschaft bleiben.

Das ist aber ein falscher Frieden, weil behinderte Menschen leiden und nichts sagen dürfen. Deshalb nennt Franco Basaglia das ein Befriedungs-Verbrechen.

Er hat beschrieben, wie Menschen mit Medikamenten und Zwangsjacken ruhig gehalten wurden. Das passiert heute auch immer noch.

Aber er meint noch etwas anderes. Er meint, dass eine ganze Gruppe von Menschen als nicht normal gesehen wird. Er meint, dass diese Menschen in Einrichtungen sind, in denen sie nicht gesehen und gehört werden. Die Einrichtungen und die Menschen werden als etwas gesehen, das nicht zur Gesellschaft gehört.

Und warum werden die Menschen so gesehen?
Man sagt, dass Menschen mit Behinderung besondere Hilfe brauchen. Man sagt, sie brauchen Betreuung in geschützten Räumen. Man sagt, diese besondere Betreuung können nur Fachleute machen.

Ich möchte dazu eine Frage stellen.
Wer wird eigentlich geschützt?

Schützt man wirklich die Menschen mit Behinderung?
Oder schützt man die Gesellschaft, die sich dann nicht
besser um Menschen mit Behinderung kümmern muss?

Inklusion heißt auch immer, dass sich die Gesellschaft
ändern muss. Es bedeutet, dass die Ordnung anders und
neu werden muss. Man muss sich mit Problemen in der
Gesellschaft beschäftigen. Die Ordnung so zu lassen,
ist einfach und bequem. Aber dann bleibt auch die
strukturelle Gewalt bestehen.

Ich möchte einen Punkt zu diesem Thema klarmachen.
Dieser Punkt wird für dieses Buch noch sehr wichtig:
Ich sage hier nichts gegen die Menschen, die in solchen
Einrichtungen arbeiten. Die meisten dieser Menschen
machen gute Arbeit.

Ich sage etwas gegen die Struktur.
Trotzdem müssen auch diese Menschen immer wieder
fragen, ob die Struktur gut und richtig ist.

Im nächsten Teil möchte ich noch eine Struktur ansehen,
die für das Leben von Menschen mit Behinderung wichtig
ist. Es geht um Wohlfahrts-Verbände.

Ein Wohlfahrtsverband hilft Menschen, die Hilfe brauchen.
Es gibt viele kleine Gruppen und Vereine in Deutschland.
Sie helfen den Menschen vor Ort. Der Wohlfahrtsverband
leitet diese kleinen Gruppen und Vereine.

Die Wohlfahrts-Industrie

In der Zeit des National-Sozialismus wurden Millionen von Menschen umgebracht. Darunter waren auch Menschen mit Behinderung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat der Staat gesagt: Das darf nie wieder passieren. Die freien Wohlfahrts-Verbände sollten dem Staat dabei helfen.

Vor dem Zweiten Weltkrieg waren die Wohlfahrts-Verbände ein wichtiger Teil der Gesellschaft. Im National-Sozialismus wurden sie verboten. Oder sie sollten für die Nazis arbeiten.

In der Bundesrepublik Deutschland konnten die Wohlfahrts-Verbände dann wieder richtig arbeiten. Sie sollten den Staat unterstützen.

Dabei sollte die Regel gelten:
Wenn kleinere Gruppen etwas allein schaffen können, dann muss das der Staat nicht machen.

Diese kleinen Gruppen sind zum Beispiel:

- mehrere Bürger*innen,
- Vereine
- und Verbände.

Die freie Wohlfahrt hilft dem Staat.

Sie kann aber bestimmte Dinge frei entscheiden.

Sie kann mit anderen Organisationen zusammenarbeiten.

Die Wohlfahrts-Vereine kümmern sich um soziale Leistungen für die Menschen. Die Menschen sollen aber nicht denken, diese Leistungen wären ein Geschenk aus Mitleid vom Staat oder der Wirtschaft.

Die Leistungen sollten von Vereinen kommen.

Sie sollten von Bürger*innen für Bürger*innen sein.

Diese Leistungen sollten dafür sorgen, dass jeder Mensch genug zum Leben hat.

Deutsche Wohlfahrts-Vereine sind zum Beispiel:

- die Arbeiter-Wohlfahrt (AWO),
- die Caritas,
- das Deutsche Rote Kreuz,
- die Diakonie
- und der Paritätische Gesamtverband.

Diese Verbände haben alle eine bestimmte Vorstellung davon, was in der Welt besonders wichtig ist. Für die Caritas sind das zum Beispiel die katholische Religion und ihre Regeln.

Die Verbände werden aus den Sozialversicherungen bezahlt. Außerdem bekommen sie auch Geld vom Staat. Sie bekommen auch Geld und Sachen von Bürger*innen gespendet. Außerdem gibt es Lottospiele, die einen Teil des Geldes an die Verbände geben. So etwas macht zum Beispiel die Aktion Mensch.

Die Wohlfahrts-Verbände leiten und bezahlen auch soziale Einrichtungen und Dienste. Es gibt deshalb nicht nur Angebote für Menschen mit Behinderung.

Es gibt auch Angebote:

- für alte Menschen
- Menschen mit psychischen Krankheiten
- geflüchtete Menschen
- Menschen, die Hilfe brauchen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Wohlfahrts-Verbände mit ihrer Struktur eine gute Idee.

Dadurch gibt es jetzt die Einrichtungen, die Menschen helfen und auch Menschen ausbilden können.

Die Wohlfahrts-Verbände arbeiten ja eigentlich nicht für sich selbst. Sie sollen für die Menschen arbeiten, die Hilfe brauchen und nicht selbst Geld verdienen. Dabei gibt es aber heute ein Problem. Die Wohlfahrts-Verbände sind sehr groß geworden. Sie sind jetzt wie selbstständige Firmen geworden. Sie sind eine große, feste Struktur. Sie sind wichtig für die Wirtschaft geworden. Das meine ich, wenn ich von Wohlfahrts-Industrie spreche.

Die Wohlfahrts-Verbände haben 120.000 Einrichtungen und Dienste. Sie haben fast 2 Millionen Vollzeit-Mitarbeiter*innen.
Diese Zahlen sind aus dem Jahr 2022.

Wohlfahrts-Verbände dürfen für sich selbst kein Geld verdienen. Aber sie sind für die Wirtschaft wichtig und haben sehr viel Geld.

Nils Möller gehört zur Liga der Freien Wohlfahrtspflege in Hessen. Das ist ein Verein, der sich um die Wohlfahrts-Verbände kümmert.

Nils Möller sagte 2021:

„Die Wohlfahrts-Verbände sind wichtig, damit die Gesellschaft zusammenhält und gut funktioniert.“

Er sagte auch:

„Mit unseren Angeboten und Diensten holen wir die schwachen Gruppen in die Gesellschaft. Wir verhindern, dass die Gruppen in der Gesellschaft weiter auseinandergehen.“

Mir fallen dabei 2 Dinge auf:

1. Was Herr Möller beschreibt, ist Integration.
Eigentlich sollten sich die Wohlfahrts-Verbände aber um Inklusion kümmern.
2. Er sagt, dass die Wohlfahrts-Verbände für die Gesellschaft wichtig sind. Er sagt, ohne die Verbände wären Gruppen in der Gesellschaft weiter auseinander.

Aber das stimmt so nicht. Die Wohlfahrts-Verbände leiten und bezahlen sehr viele Heime und Werkstätten für Menschen mit Behinderung.

Das sind wieder besondere Räume.
Sie sind wieder nur für Menschen mit Behinderung.
Deshalb trennen solche Einrichtungen Menschen mit
Behinderung vom Rest der Gesellschaft. Die Gruppen in
der Gesellschaft gehen durch sie auseinander.

Die Wohlfahrts-Verbände sind aber der Bereich der
deutschen Wirtschaft, in dem fast die meisten Menschen
arbeiten. Nur im Einzelhandel arbeiten noch mehr
Menschen.

Und dann spricht Nils Möller auch noch von schwachen
Gruppen. Das ist Ableismus.
Er sagt damit: Menschen mit Behinderung können sich
nicht selbst helfen. Sie sind schwach. Sie sollen froh sein,
dass die Gesellschaft sich überhaupt
um sie kümmert.

Ich sehe viele Probleme in der Struktur der Wohlfahrt.
Und ich will nicht alle Probleme damit erklären, was
Nils Möller gesagt hat.

Trotzdem kann man daran die wichtigsten Probleme in
dieser Struktur sehen. Man kann auch sehen, was die

Menschen über sich selbst denken, die in Wohlfahrts-Verbänden arbeiten.

Es ist nicht alles schlecht für Inklusion, was die Wohlfahrt macht. Es gibt gute Projekte, Gruppen und Ideen für Inklusion. Ich möchte aber beschreiben, warum die Strukturen für die Inklusion ein Problem sind. Dafür müssen wir uns die Fragen zum Thema Inklusion ansehen, auf die es noch keine Antworten gibt.

Das möchte ich in Teil 2 des Buches tun. Im Moment möchte ich nur meinen Standpunkt klarmachen.

Es gibt Fahrdienste, Heime und Werkstätten für Menschen mit Behinderung und es gibt viele andere Angebote. Aber das sind keine echten Angebote. Es sind Dinge, durch die Menschen mit Behinderung nicht wirklich in der Gesellschaft dazugehören. Es sind besondere Räume der Wohlfahrts-Industrie.

Menschen mit Behinderung sind dadurch nicht Teil der Gesellschaft. Auch dazu sage ich noch mehr in Teil 2 des Buches. Die Wohlfahrt ist wichtig für die Wirtschaft.

Und sie schützt nicht die Menschen mit Behinderung.
Sie sorgt nur dafür, dass der Rest der Gesellschaft nicht
über Inklusion nachdenken muss. Die Wohlfahrts-Verbände
machen Werbung für sich. Sie haben eigene Ziele, die sie
erreichen wollen.

Öffentlichkeitsarbeit und die halbe Wahrheit

Wohlfahrts-Verbände machen viel Werbung.
Das kostet oft mehrere Millionen Euro.

In dieser Werbung wollen sie zeigen, dass Menschen mit Behinderung auch Menschen sind. Ich frage mich: „Hat schon mal ein Rassist oder eine Rassistin nach einer Werbung eine andere Meinung gehabt? Helfen Plakate mit lachenden Gesichtern und ein paar halben Wahrheiten wirklich? Können wir so mehr Inklusion erreichen?“

Das Geld für diese Werbung könnte man besser nutzen. Man könnte für Menschen mit Behinderung mehr Stellen auf dem ersten Arbeitsmarkt schaffen. Dann müssten sie nicht mehr in Behinderten-Werkstätten für viel zu wenig Geld arbeiten.

Können wir Pflege fördern, die nicht in einem Krankenhaus sein muss? Und geht das auch für Menschen, die mehrere und schwerste Behinderungen haben?
Ich denke, diese Fragen müssen wir uns stellen.

Wir könnten mit dem Geld auch inklusive Bildung möglich machen. Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung könnten zusammen lernen und Zeit zusammen haben. Dann müsste es keine Förderschulen geben, durch die Menschen getrennt werden.

Die Wohlfahrts-Industrie könnte jetzt antworten:
„Es gibt für diese Bereiche Projekte“.

Das stimmt. Es gibt Ideen dafür. Das große Problem ist aber, dass sich seit Jahren nichts ändert.

Sehr wenige Menschen mit Behinderung kommen auf den ersten Arbeitsmarkt. Weniger als 1 Prozent der Menschen aus Behinderten-Werkstätten bekommen einen Job.

Man spricht dann von einer Vermittlungsquote von unter 1 Prozent.

Hunderttausende Menschen leben noch in Wohnheimen, die wie Krankenhäuser sind.

Und die Zahl der Kinder in Förderschulen bleibt gleich.

Ich werde jetzt schon wütend, wenn ich schon wieder Werbung von Wohlfahrts-Verbänden sehe. Das Schlimmste

daran ist für mich, dass diese Verbände keine Strukturen ändern wollen. Sie helfen sogar dabei, dass alles so bleibt.

Die Wohlfahrts-Verbände reden von Inklusion. Sie reden davon, dass Menschen mit Behinderung selbst bestimmen und in der Gesellschaft mitmachen sollen.

Aber ich glaube das nicht mehr.

Und als Ausrede können sie immer sagen:

„Wir tun alles, was wir können.“

Nichts über uns ohne uns

Ich spreche über die Wohlfahrts-Systeme seit Jahren.
Ich sage, welche Probleme ich sehe. Ich stelle Fragen.
Aber meistens bekomme ich keine Antworten.
Man sagt mir dann, ich soll einen besseren Vorschlag machen.

Eine meiner Antworten ist: Menschen mit Behinderung müssen in jedem Bereich der Wohlfahrt arbeiten und entscheiden können.
Warum gibt es in der Leitung der Wohlfahrt so wenige Menschen mit Behinderung?

Ende des Jahres 2020 habe ich eine lange, schriftliche Antwort bekommen. Die Antwort war von Dr. Joß Steinke. Er war der Leiter des Bereichs Jugend und Wohlfahrtspflege in der Wohlfahrt des Deutschen Roten Kreuzes. Er hat mir auf dem Blog der DRK-Wohlfahrt geantwortet. Er wollte mir zeigen, dass er die Probleme versteht. Das konnte ich aus seiner Antwort lesen. Er hat dann in seinem Text eine Frage gestellt.

Die Frage war:

„Was würde passieren, wenn alle Menschen mit Behinderung ohne die Wohlfahrt leben würden?“

Er wollte damit sagen, dass es ohne Wohlfahrt nicht gehen würde. Er hat dann auch gesagt, dass die Wohlfahrt vielleicht nicht immer ehrlich gewesen ist.

Ich habe dann noch gesagt, dass mehr Menschen mit Behinderung in der Wohlfahrt mitarbeiten müssen.

Dazu hat er geschrieben:

„Es gibt schon viele Menschen mit Behinderung in den Selbsthilfe-Vereinen, die zur Wohlfahrt gehören.“

Aber er ist dagegen, dass eine feste Zahl von Menschen mit Behinderung in der Leitung der Wohlfahrt ist.

Diese feste Zahl nennt man Quote.

Er hat außerdem geschrieben: Wenn wir eine Quote für Menschen mit Behinderung haben würden, dann müssten wir auch eine Quote für andere Gruppen haben.

Die Wohlfahrt will eine Vertretung für alle Gruppen sein. Niemand soll diskriminiert werden und alle sollen Hilfe bekommen. Die Wohlfahrt soll also nicht nur für Menschen

mit Behinderung sein. Sie ist eine Organisation für die vielen, verschiedenen Menschen in der Gesellschaft. Das ist ihr Ziel.

Jetzt braucht man die richtigen Ideen und die richtigen Personen für die Wohlfahrt. Das schreibt Joß Steinke. Aber auf eine sehr wichtige Frage hat Joß Steinke keine Antwort gegeben.

Diese Frage ist:

Warum entscheiden Menschen ohne Behinderung für Menschen mit Behinderung? Es gibt eine wichtige Regel in der Behinderten-Bewegung. Es ist eine der wichtigsten Regeln, seit es die Behinderten-Bewegung gibt.

Diese Regel ist: Nichts über uns ohne uns.

Das heißt: Niemand soll beim Thema Behinderung etwas entscheiden, ohne Menschen mit Behinderung zu fragen.

Diese Regel ist für die Inklusion und die Politik sehr wichtig. Wenn man Inklusion erreichen will, dann muss das für alle die erste Regel sein. Ich denke: Wenn man sich nicht an diese Regel hält, will man keine echte Inklusion. Dann benutzt man weiter Ausreden.

Ich möchte über wichtige Fragen reden.

Vielleicht sind die Fragen nicht schön. Die Antworten auf die Fragen sind es vielleicht auch nicht. Aber genau über diese Fragen will ich im nächsten Teil des Buches reden.

Ich will echte Wege zur Inklusion finden.

Deshalb habe ich meine Ideen aufgeschrieben.

Ich habe aber auch mit vielen Experten und Expertinnen gesprochen. Es ging um die Fragen, auf die wir noch keine Antwort haben.

Manche Experten und Expertinnen haben selbst eine Behinderung. Viele arbeiten am Thema Behinderung. Für sie alle ist das Thema persönlich wichtig.

Teil 2:

**Fragen zur Inklusion,
die noch nicht gelöst sind.**

Frei von Barrieren?

„Ich finde es ja so toll, wie Menschen **ohne** Behinderung ihr Leben schaffen. Sie haben so viele Barrieren im Kopf und schaffen es trotzdem.“

Raúl

Ich habe eine stolze Meldung gelesen. Sie war von der Kasseler Verkehrs-Gesellschaft. Die Abkürzung ist KVG. Die Nachricht lautete: Bis zum Jahr 2063 soll der öffentliche Nahverkehr in Kassel barrierefrei sein.

Ich habe nochmal genau hingeschaut. Ich habe die Zahl überprüft. Ich hatte wirklich richtig gelesen. Dann habe ich angefangen zu rechnen.

Das sind 40 Jahre.

Ich könnte erst mit 83 Jahren in Kassel gut mit den öffentlichen Verkehrsmitteln fahren und das nur, wenn der Plan funktioniert. Es fühlt sich nicht gut an, das zu wissen.

Vielleicht meint die KVG damit, dass es dann gar keine Barrieren mehr für Menschen mit Behinderung gibt.

Es kann aber auch sein, dass die KVG damit nur meint:

Es gibt keine Barrieren mehr für Menschen im Rollstuhl.
Das stand leider nicht genau in der Meldung.
Die Überschrift der Meldung war:
Es ist ein Marathon – kein Sprint.
Das bedeutet: Man muss lange daran arbeiten.
Man schafft es nicht schnell.

Dinge zu ändern und neu zu planen, braucht Zeit.
Aber 40 Jahre sind zu viel.

Die Meldung von der KVG ist nur eins von vielen
Beispielen. Es zeigt klar: Beim Thema Barrierefreiheit
haben wir noch einen langen Weg vor uns.

Warum geht es damit so langsam vorwärts?
Das hat Gründe. Wir müssen die Gründe verstehen und
daran arbeiten. Aber zuerst sind 2 Fragen wichtig.
Die Fragen sind: Was ist Barrierefreiheit?
Und warum ist Barrierefreiheit für die Inklusion wichtig?

Ich sitze im Rollstuhl. Als Mensch ohne Behinderung kann
man sich das schwer vorstellen. Man will nach der Arbeit
mit Kollegen und Kolleginnen in eine Kneipe.
Eigentlich sollte das ganz einfach sein.

Aber man kommt die Stufen am Eingang nicht hoch.

Oder man kann schlecht sehen. Dann findet man vielleicht den Weg nicht. Dafür braucht man Hilfs-Systeme.

Für viele Menschen ist es schwer, den richtigen Weg in einem Gebäude zu finden. Man fühlt sich schlecht und ärgert sich. Das Gleiche passiert, wenn man einen schwierigen Text nicht versteht.

Ein anderes Beispiel sind Veranstaltungen.

Man will vielleicht auf den Weihnachtsmarkt. Aber man kann die vielen Menschen nicht aushalten und es ist viel zu laut. Dann wird der Weihnachtsmarkt richtig schlimm für die Psyche und den Körper.

Barrierefreiheit ist wichtig, damit Menschen in der Gesellschaft mitmachen können. Viele Menschen verstehen das noch nicht. Sie denken, dass Inklusion zu kompliziert ist. Dabei gibt es überall Barrieren, die man leicht erkennen kann. Diese Barrieren müssen weg. Dann kann Inklusion funktionieren. Deshalb müssen viele Menschen lernen, anders über Inklusion zu denken. Inklusion ist oft einfach. Man muss Barrieren sehen und sie abbauen.

Wie fühlt es sich an, wenn man nicht gut sehen kann?
Das ist schwer zu verstehen. Vielleicht gibt es in einem Gebäude auch keine Hilfe dafür. Eine Hilfe für Blinde kann zum Beispiel ein Blinden-Leitsystem sein.
Ohne Leitsystem finden sie sich nur schlecht zurecht.

Es ist schwer zu verstehen, wie verwirrend Gebäude für Menschen mit Lernschwierigkeiten sein können. Auch schwere Texte können sie verwirren.

Bei manchen Menschen arbeitet das Gehirn etwas anders. Für sie ist es schwer, wichtige Reize von unwichtigen Reizen zu unterscheiden. Diese Menschen sind neurodivergent. Ein Weihnachtsmarkt-Besuch kann dann sehr schwer sein. Das liegt an den vielen Eindrücken dort.

Barrierefreiheit ist wichtig, damit alle am Leben in der Gesellschaft teilnehmen können. Wir müssen die echten Barrieren abbauen, nicht nur die in unseren Köpfen. Sonst bleibt Inklusion nur ein schönes Wort.

Was ist Barrierefreiheit genau?

Es gibt einen Vertrag von der UN. Der Vertrag heißt UN-Behinderten-Rechts-Konvention. Die Abkürzung ist UN-BRK.

Verschiedene Länder haben den Vertrag unterschrieben. Sie wollen Menschen mit Behinderung helfen.

Die Menschen mit Behinderung sollen überall hinkommen können. Besonders wichtig sind zum Beispiel Gebäude, Busse und Züge. Sie sollen auch alle Informationen bekommen können. Sie sollen mit anderen Menschen sprechen können. Außerdem sollen sie alle Dinge nutzen können, die für alle da sind. Diese Dinge sind zum Beispiel öffentliche Einrichtungen und Dienste.

Das gilt in der Stadt und auf dem Land.

In Deutschland gibt es ein Gesetz, das die Regeln der UN-BRK umsetzt. Das Gesetz heißt Behinderten-Gleichstellungs-Gesetz. Die Abkürzung ist BGG.

Dieses Gesetz erklärt Barrierefreiheit so:

Alles ist barrierefrei, wenn Menschen mit Behinderung es normal nutzen können. Sie sollen dabei keine Probleme haben und keine Hilfe von anderen brauchen.

Das gilt für Gebäude, Verkehrsmittel und technische Geräte. Das gilt aber auch für Computer-Systeme und Informationen zum Hören und Sehen.

Es gilt auch für andere Bereiche im Leben. Menschen mit Behinderung dürfen dabei Hilfsmittel benutzen.

Man denkt oft an technische Hilfen bei Barrierefreiheit, zum Beispiel an Aufzüge oder Sprachausgaben. Oder man denkt an Leitsysteme für blinde Menschen. Diese Dinge sind wichtig für eine Welt ohne Barrieren.

Aber Barrierefreiheit bedeutet für mich mehr. Es geht nicht nur um Regeln für Gebäude und Toiletten. Barrierefreiheit soll helfen, dass alle mitmachen können. Alle sollen selbstständig sein können.

Aber was ist mit den anderen Barrieren? Für diese Barrieren brauchen Menschen mit Behinderung die Hilfe einer anderen Person. Manche Menschen brauchen Hilfe, um auf die Toilette zu gehen. Dabei ist egal, wie gut die Toilette gebaut ist. Genauso ist es für Gehörlose. Sie brauchen Dolmetscher*innen. Deshalb

ist es wichtig, Pflege und Assistenz bei Barrierefreiheit mitzudenken. Menschen sollen selbstständig in der Gesellschaft mitmachen können.

Dafür ist beides wichtig.

Barrierefreiheit bedeutet mehr als nur Rampen und Aufzüge. Es geht zum Beispiel auch um weniger Reize für Menschen, die neurodivergent sind und es geht um einfache und klare Kommunikation.

Natürlich ist es wichtig, wie man Gebäude baut.

Es ist auch wichtig, dass Menschen Pflege bekommen.

Aber es geht auch um die Art, wie wir als Gesellschaft zusammenleben. Psychische Krankheiten können auch eine Behinderung sein. Das sieht der Staat inzwischen auch so.

Aber bei Barrierefreiheit denken wir nicht an psychische Krankheiten.

Kürzere Arbeitszeiten, Ruheräume und Hilfe von anderen Menschen sind dann wichtig. Barrierefreiheit hilft vielen Menschen. Zum Beispiel Menschen mit Behinderung und älteren Menschen. Aber auch Familien mit Kinderwagen und Menschen, die sich nur kurz nicht gut bewegen können. Barrierefreiheit ist gut für alle Menschen.

Sie ist ein Grundrecht.

Wir haben jetzt gelernt, was Barrierefreiheit ist.

Als Nächstes schauen wir uns an, was im Moment für Barrierefreiheit gemacht wird.

Deutschland will Barrieren abbauen.

Das steht im Behinderten-Gleichstellungs-Gesetz.

Die Abkürzung ist: BGG. Das BGG erklärt, was Barrierefreiheit ist. Es gibt dort bestimmte Regeln. Es gibt zum Beispiel Regeln für den Zugang zu Gebäuden, Informationen und Sprache.

Aber es gibt ein Problem: Das Gesetz hat viele Lücken.

Außerdem gilt es nur für bestimmte Bereiche.

Private Firmen sind nicht betroffen.

Die Regeln gelten nur für öffentliche Einrichtungen.

Ich frage mich: Warum gibt es feste Regeln für Brandschutz und Denkmalschutz? Diese Regeln gelten auch für den privaten Bereich.

Barrierefreiheit ist ein Grundrecht. Wieso gibt es dann bei der Barrierefreiheit nur Ziel-Vereinbarungen?

Diese Vereinbarungen sind Texte. Die Texte werden von Behinderten-Verbänden und Firmen zusammen gemacht. Sie sind aber eher wie ein Vorschlag. Sie sind keine feste Regel.

Andere Länder sehen fehlende Barrierefreiheit als schwere Diskriminierung. In den USA und Österreich kann man private Firmen verklagen. Dann müssen die Firmen viel Geld bezahlen.

Das Thema Barrierefreiheit ist wichtig und es gibt viel zu besprechen. Es gibt auch viele Probleme bei der Umsetzung. Darüber kann man wütend sein.

Ich habe mit Barbara Sima-Ruml darüber geredet, wie Barrierefreiheit besser gemacht werden kann, besonders bei Gebäuden.

Barrierefreies Bauen für alle – Barbara Sima-Ruml

Barbara Sima-Ruml ist Expertin für Bauen ohne Barrieren in der Steiermark. Sie ist Professorin. Sie unterrichtet an der TU Graz und der FH Joanneum. Sie hat einen Podcast für ihre Studenten und Studentinnen gemacht. Das Thema ist Bauen ohne Barrieren.

Online nennt sie sich: Vierraddiva (Vier-Rad-Diva). Barbara ist Expertin für Bauen ohne Barrieren. Sie benutzt selbst einen Rollstuhl. Sie kämpft für gleiche Rechte für Menschen mit Behinderung.

Raúl:

„Liebe Barbara, ich habe mit einem Kollegen von dir geredet. Er hat gesagt: Wenn beim Bauen etwas angepasst werden muss, dann muss das meistens für bestimmte Menschen gemacht werden. Das sind Menschen, die sich schlecht bewegen können. Alle anderen Sachen kann man später ändern. Das geht auch noch, wenn das Gebäude schon steht. Wie siehst du das?“

Barbara Sima-Ruml:

„Ich stimme dem zu. Vielleicht ist vor dem Eingang eine Treppe. Dann ist es schwer, die Stufen wegzumachen.

Deshalb muss man darauf gleich am Anfang aufpassen. Aber es ist einfacher und billiger, eine Höranlage nachher einzubauen. Das darf man dann nur nicht vergessen.

Es ist gut, sich auf Barrieren für die Bewegung zu konzentrieren. Aber man vergisst dann oft andere Behinderungen. Bauherr*innen sparen oft bei anderen wichtigen Anpassungen. Sie denken, man könnte das später einfach nachrüsten.“

Raúl:

„Beim Bauen für Menschen mit Bewegungs-Schwierigkeiten sind bestimmte Sachen wichtig.

Zum Beispiel:

- wenig Schwellen und Stufen,
- Aufzüge,
- breite Wege,
- genug Platz zum Drehen
- und Toiletten, die für Rollstühle passen.

Was gibt es noch für Anpassungen?“

Barbara Sima-Ruml:

„Die Anpassungen müssen immer zu den Problemen der Menschen passen. Es hängt davon ab, wie groß die Probleme sind.

Wenn wir über Menschen mit Sinnes-Einschränkungen reden, dann ist das sehr unterschiedlich.

Manche Menschen können gar nichts sehen.

Aber andere können noch Formen und Licht sehen.

Für Menschen, die nichts sehen können, sind hören und fühlen wichtig.

Diese Menschen brauchen dann zum Beispiel:

- klare Geräusche,
- Führungs-Wege für blinde Menschen und
- Braille-Schrift.

Menschen, die noch etwas sehen können, brauchen klare Kontraste. Das heißt: Sie müssen Farben und Flächen gut unterscheiden können.

Wie kann man Dinge für Menschen mit Sinnes-Einschränkungen gut machen? Dafür gibt es eine Regel. Diese Regel nennt man das Zwei-Sinne-Prinzip.

Dabei soll man immer 2 Sinne ansprechen.

Die Sinne arbeiten dann zusammen.

Zum Beispiel: Sehen und Hören.

Das bedeutet: Wenn in einem Fahrstuhl ein Knopf leuchtet, dann sollte man auch eine Stimme hören. Die Stimme muss ansagen, was auf dem Knopf steht.

Aber diese Regel ist nicht perfekt. Denn es gibt auch Menschen, die mehrere Behinderungen haben.

Auch Menschen mit Lernschwierigkeiten oder psychischen Problemen brauchen barrierefreie Gebäude. Es gibt dafür wichtige Regeln.

Die Behinderungen haben vielleicht wenig gemeinsam.

Aber die Regeln für beide Gruppen sind ähnlich.

Die Gebäude müssen einfach und klar aufgebaut sein.

Informationen müssen verständlich sein.

Man muss die Informationen gut unterscheiden können. Es müssen immer die gleichen Bauteile verwendet werden.“

Raúl:

„Alle Menschen haben Vorteile von diesen Änderungen. Man fährt Aufzug und denkt dabei nach.

Dann leuchtet nicht nur der Druckknopf, man hört auch eine Ansage. So verpasst man sein Stockwerk nicht.

Ein Gebäude ist gut geplant und hat Schilder, die man gut versteht. Dann kann man den Weg gut finden.“

Barbara Sima-Ruml:

„Das ist richtig. So sind die Gebäude gut gestaltet. Das hilft auch älteren Menschen. Sie sehen oder hören vielleicht nicht gut. Oder sie können sich schlecht bewegen.“

Raúl:

„Ich habe mal von einem Streit mit einem Architekten gehört. Es ging um ein neues Bürogebäude. Das Gebäude sollte barrierefrei sein. Es sollten Türen eingebaut werden, die sich automatisch öffnen. Und es sollte Toiletten für alle Geschlechter geben. Die Toiletten sollten für Rollstuhlfahrer*innen geeignet sein. Das Gebäude sollte eine große Dachterrasse haben. Auch Rollstuhlfahrer*innen sollten die Terrasse benutzen können. Dafür brauchte die Terrasse aber eine Rampe. Zuerst wollte der Architekt die Rampe nicht bauen. Er sagte, die Rampe wäre hässlich und eine Dachterrasse wäre Luxus. Ich denke, dass Menschen mit Behinderung oft vergessen werden. Besonders bei Dingen, die nicht

lebensnotwendig sind. Menschen mit Behinderung sollen auf die Toilette gehen können und sie sollen arbeiten können. Aber bei den anderen Sachen denkt man nicht an sie. Zum Beispiel bei einer Dachterrasse, einem Fitnessstudio oder einem Kino.“

Barbara Sima-Ruml:

„Ich finde das schlimm und verrückt! Es muss überall Teilhabe geben. In Österreich kann man Menschen mit Behinderung nicht mehr so leicht diskriminieren. Seit 2016 gibt es in Österreich ein Gesetz. Das Gesetz heißt Bundes-Behinderten-Gleichstellungs-Gesetz. Die Abkürzung ist BGStG. Das Gesetz soll Menschen mit Behinderung schützen. Es soll verhindern, dass man Menschen mit Behinderung diskriminiert. Wenn man das Gesetz nicht befolgt, kann man bestraft werden. Früher gab es in Österreich Probleme beim Bauen. Die Planer*innen haben dabei nicht an Barrierefreiheit gedacht. Oder sie haben die Barrierefreiheit sogar mit Absicht weggelassen. Manchmal wurden die Bauherren und Bauherrinnen dann verklagt. Sie konnten dann von den Planer*innen Schadensersatz verlangen. Das hat sich schnell

herungesprochen. Jetzt passiert das beim Planen von Gebäuden fast nicht mehr.“

Raúl:

„Es gibt auch ein gutes Gesetz in den USA:
Es heißt Americans with Disabilities Act und kurz ADA.
Auf Deutsch heißt das so viel wie:
Das Gesetz hat klare Regeln gegen Diskriminierung.
Es gilt für staatliche und private Einrichtungen.
Es gilt zum Beispiel für Arztpraxen, Hotels, Sport-
Stadien und Kinos. Die Regeln sind für mehr
Barrierefreiheit. Wer sich nicht an die Regeln hält,
kann verklagt werden. Dann muss man vielleicht viel
Geld bezahlen. Ist das Gesetz in Österreich auch so?“

Barbara Sima-Ruml:

„Unser Gesetz ist nicht so gut wie das in den USA.
Dort ist die Barrierefreiheit viel besser geregelt.
Das BGStG gibt den Menschen mit Behinderung kein
Recht auf Barrierefreiheit. Sie haben nur das Recht,
nicht diskriminiert zu werden. Es geht also um die
Person, nicht um eine Sache.
Eine Sache ist dabei zum Beispiel ein Kaffeehaus.
Und die Person ist ein Mensch mit Behinderung.“

Man muss beweisen, dass man durch fehlende
Barrierefreiheit diskriminiert wurde.
Das ist ein großer gesetzlicher Unterschied.“

Raúl:

„Was kann ich tun, wenn ich mich in Österreich
diskriminiert fühle? Einfach durch die Art, wie etwas
gebaut ist. Welche Rechte habe ich?“

Barbara Sima-Ruml:

„Der erste Schritt ist ein Schlichtungs-Verfahren.
Dabei versucht man, sich mit den Verantwortlichen
zu einigen. Das passiert außerhalb des Gerichts.
Mediatoren und Mediatorinnen helfen dabei,
Lösungen zu finden. Diese Personen sind eine Art
Schiedsrichter*innen. Wenn nach 3 Monaten keine
Lösung gefunden wurde, dann kann man klagen.
Bisher gab es aber wenige solche Fälle. Das liegt daran,
dass viele Menschen nicht genug darüber wissen oder
Angst haben. Aber kürzlich gab es ein Urteil.
Das Urteil wurde von mehreren Richter*innen geprüft.
Das heißt, dass das Urteil besonders sicher ist. Das war
das Problem, dass die Richter*innen klären mussten:

Hans-Jürgen Groß hat ein teures Restaurant verklagt, weil es keine barrierefreie Toilette hat. Hans-Jürgen Groß ist Vorsitzender eines Behinderten-Verbandes. Er bekam Recht. Er bekam 1.000 Euro Schadenersatz. Das Gericht hat gesagt, dass das Diskriminierung ist. Es muss eine Toilette für Menschen mit Behinderung geben.

Dieses Urteil ist ein guter Anfang. Es kann ein Zeichen sein. Vielleicht gibt es bald noch mehr Klagen.“

Raúl:

„In den USA hat man schon früher alle öffentlichen Gebäude barrierefrei gebaut. Spätestens seit dem Jahr 1990. Das war dort normal. Die Baufirmen wollten nicht verklagt werden.“

Barbara Sima-Ruml:

„In den USA gibt es viele Probleme. Aber wir können von diesem Land lernen, wie man Barrieren abbaut. Dort gibt es klare Regeln für Gebäude und die Regeln werden eingehalten. In Österreich und Deutschland gibt es auch Gesetze für Barrierefreiheit. Aber oft gibt es Ausnahmen. Man kann sich auch oft später um die

Barrierefreiheit kümmern. Ich wünsche mir strengere Regeln. Und man soll diese auch einhalten müssen.“

Raúl:

„Manche sagen, dass strenge Regeln zu teuer sind. Ist es teurer, wenn alles barrierefrei ist?“

Barbara Sima-Ruml:

„Es kostet mehr, ein neues Gebäude mit Aufzug und Blinden-Leitsystem zu bauen. Manche Baufirmen sagen, dass sie barrierefrei bauen. Diese Baufirmen sind oft besonders teuer. Aber viele Dinge beim barrierefreien Bauen kosten nicht mehr. Es gibt zum Beispiel die Idee des anpassbaren Wohnbaus aus der Schweiz. Das heißt: Man plant das Gebäude so, dass man es einfach und günstig barrierefrei machen kann. Dabei muss man einfache Regeln befolgen.

Zum Beispiel:

- keine unnötigen Stufen,
- keine unnötigen Erhöhungen,
- breite Durchgänge und
- genug Platz zum Bewegen.

In der Steiermark ist das seit 1996 Pflicht.
Zumindest dann, wenn der Staat Geld zum Gebäude
dazugibt. Es ist jetzt teurer, Gebäude nicht barrierefrei
zu planen.“

Raúl:

„Es ist wichtig, diese Ideen umzusetzen.
Besonders, weil viele Wohnungen für ältere Menschen
angepasst werden müssen. In der Gesellschaft gibt
es immer mehr ältere Menschen. In Deutschland gibt
es viele alte Häuser. Es kostet viel Geld, diese Häuser
anzupassen.“

Barbara Sima-Ruml:

„Es kostet viel Zeit, Geld und Arbeit, etwas an
Gebäuden zu ändern. Aber wir müssen es tun.
Denn Menschen mit Behinderung sollen auch
am Leben teilnehmen können. Sie sollen an der
Gesellschaft teilnehmen können. Barrierefreiheit ist
ein Menschenrecht. Wir sollten nicht dagegen sein.
Wir sollten lieber gute Lösungen finden.“

Raúl:

„Kann Technik uns dabei helfen?

Ich war mal in Tokio. Dort sind alle 4 U-Bahn-Systeme barrierefrei. Das hat mich beeindruckt. Die Züge

in Tokio sind sehr leise. Das hilft Menschen mit

Behinderung, Ansagen besser zu verstehen. Und man

kann an den Bahnhöfen sogar schlafen. Das ist gut

für Pendler*innen und es hilft den Menschen mit

Behinderung. Ich bin in Tokio an einem bestimmten

Bahnhof ausgestiegen. Der Bahnhof war alt.

Das war Absicht. Der ganze Bahnhof war ein Denkmal.

Aber es gab eine moderne Rolltreppe.

Man konnte einen Knopf an der Rolltreppe drücken.

Dann verwandelte sich die Rolltreppe in eine Plattform

für einen Rollstuhl. Ich frage mich, warum wir so

etwas nicht in Europa haben. Die Firma Thyssenkrupp

hatte die Rolltreppe hergestellt. Das ist eine deutsche

Firma.“

Barbara Sima-Ruml:

„Ich kenne diese Technik gut. Die Japaner*innen sind

dafür bekannt, dass sie gerne neue Dinge erfinden.

In Europa ist es aber schwer, eine Erlaubnis für einen

Plattform-Lift zu bekommen.

Man denkt, dass der Lift zu gefährlich ist und man runterfallen könnte.

Wir haben viele Regeln für Sicherheit, Brandschutz und Ähnliches. Deshalb brauchen wir gute Pläne für neue Technik.

Zum Beispiel:

In alten Gebäuden sind die Treppen oft sehr eng. Deshalb baute man Aufzüge oft draußen an das Gebäude. Aber man kann auch die Treppen nach außen bauen. Dann kann man den Aufzug im alten Treppenhaus einbauen. Das ist gut für den Brandschutz. Dann ist das Treppenhaus vom Rest des Gebäudes getrennt. Das ist sicherer, wenn es brennt. Ich finde es wichtig, dass wir neue Technik für das Bauen entwickeln. Das kann ein gutes Geschäft für Baufirmen sein. Wenn sie immer neue Lösungen finden, dann wird es mehr barrierefreie Gebäude geben. Die Firmen wollen gute Geschäfte machen. Das ist Kapitalismus.“

Raúl:

„Man kann also den Kapitalismus benutzen, um Dinge besser zu machen. Das ist interessant.

Ich habe gelesen, dass jede Stufe in einem Laden den Umsatz um bis zu 10 Prozent senken kann. Mehr Barrieren bedeuten also weniger Geld für den Laden. Die Leute kaufen mehr, wenn es keine Barrieren gibt. Das gilt überall im Einzelhandel. Es gilt zum Beispiel auch in Drogerien. Manche Leute sagen, Barrierefreiheit ist teuer. Dieses Argument stimmt dann nur noch teilweise. Aber ich bin immer vorsichtig mit solchen Aussagen und Zahlen zum Thema Barrierefreiheit. Wenn die Aussagen und Zahlen nicht stimmen, dann haben Menschen schnell eine schlechte Meinung zu Barrierefreiheit.“

Barbara Sima-Ruml:

„Es gibt diese Gefahr. Aber ich glaube, man kann solche Aussagen und Zahlen trotzdem benutzen. Dabei muss man sich nicht darauf konzentrieren, dass es um Geld geht. Dein Beispiel zeigt auch: Barrierefreie Gebäude sind gut für alle Menschen. In barrierefreien Gebäuden kann man sich besser bewegen. Man fühlt sich besser.

Manche Menschen können sich schlecht bewegen. Ein Aufzug hilft diesen Menschen. Aber ein Aufzug hilft auch allen anderen Menschen. Zum Beispiel einer

Familie mit Kinderwagen, die in den 6. Stock muss.
Manche Menschen können schlecht hören oder sehen. Manche haben Einschränkungen beim Denken. Dann hilft es, wenn ein Gebäude gut gebaut ist. Aber das hilft auch allen Menschen dabei, sich zurecht zu finden. Es gibt noch viele andere Beispiele.“

Raúl:

„Warum kommen wir dann trotzdem so langsam voran?“

Barbara Sima-Ruml:

„Das liegt an unserer Gesellschaft. Viele Menschen, die Entscheidungen treffen, kennen keine Menschen mit Behinderung. Sie sind oft zwischen 40 und 55 Jahre alt und haben nur selten behinderte Menschen getroffen. Und sie haben die behinderten Menschen oft nur an bestimmten Orten getroffen. Zum Beispiel in Schulen für behinderte Menschen, in Heimen und in Werkstätten. Wir müssen verhindern, dass es so weitergeht. Wir sollten diese speziellen Orte abschaffen. Menschen mit Behinderung sollten überall dabei sein können.“

Über barrierefreies Bauen müssen wir mehr reden.
Wir können zeigen, dass es für alle gut ist.
Es wird immer mehr alte Menschen geben.
Ihre Wohnungen muss man anpassen.
Manche Menschen können im Alter schlechter sehen
oder hören. Dann helfen Gebäude ohne Barrieren.
Wir haben zu wenig Pflegekräfte. Sie können alten
Menschen nicht mehr überall helfen. Zum Beispiel
beim Treppensteigen oder Türen öffnen. Man muss
die Wohnungen also anpassen, wenn die Menschen
älter werden. Das kann man schon beachten, wenn
die Wohnungen gebaut werden. Und man muss alte
Häuser gut bewohnen können. Dafür brauchen wir
gute Lösungen und wir müssen dafür Geld ausgeben.
Dann kann barrierefreies Bauen jetzt schon normal
werden.

Man muss die Dinge gut erklären

Das Wort Barrierefreiheit kann viel bedeuten.

Es geht um mehr als Rampen und Aufzüge.

Die Menschen denken oft nur an das Thema Bewegung.

Aber es sind noch viele andere Sachen wichtig.

Es gibt zum Beispiel neurodivergente Menschen.

Diese Menschen denken und lernen anders.

Sie brauchen zum Beispiel:

Bild-Karten, die Sprache besser erklären oder Apps auf dem Handy, die Text zu Sprache machen.

Alle Menschen sollen in der Gesellschaft mitmachen können. Dafür braucht man Barrierefreiheit.

Egal, wie sie aussieht.

In diesem Kapitel geht es um eine bestimmte Art von Barrierefreiheit. Es geht um barrierefreie Sprache.

Sprach-Barrieren kann es aus vielen Gründen geben.

Zum Beispiel, wenn jemand Probleme mit dem Sehen oder Hören hat. Wenn eine Person schlecht oder gar nicht sieht, dann kann es wichtig sein, dass ihr gesagt wird, was zum Beispiel gerade im Kino auf der Leinwand zu sehen ist.

Das nennt man Audiodeskription.

Vielleicht reicht es auch, wenn man die Schrift größer macht.

Für blinde Menschen gibt es eine besondere Schrift. Diese Schrift heißt Braille-Schrift. Man kann sie mit den Fingern fühlen.

Gehörlose Menschen nutzen Gebärdensprache. Sie bilden Wörter und Sätze mit den Händen. Diese Sprache kann man sehen, aber nicht hören.

Mit diesen Hilfen können sich alle Menschen informieren. Es gibt also viele Arten von Sprache. Es ist egal, welche Art von Sprache ein Mensch benutzt. Alle Menschen wollen verstehen und verstanden werden. Deshalb müssen alle Arten von Sprache vorkommen. So kann die Gesellschaft zeigen, dass alle Menschen gleich wichtig sind. Alle sollen in der Gesellschaft und der Politik mitmachen können.

Dafür muss man die Sprache verstehen. Und man muss mit anderen Menschen sprechen können.

Deshalb finde ich die Leichte Sprache sehr wichtig.
Über diese Art von Sprache will ich jetzt mit Andrea Lauer sprechen.

Andrea Lauer schreibt Bücher in Einfacher Sprache und Leichter Sprache und sie übersetzt Texte.
In unserem Interview geht es darum, was für Einfache Sprache und Leichte Sprache wichtig ist.

Raúl:

„Hallo, liebe Andrea. Wir wollen über barrierefreie Sprache reden. Dabei gibt es 2 wichtige Begriffe: Es gibt die Leichte Sprache und die Einfache Sprache. Was ist der Unterschied? Und welche Regeln sind wichtig?“

Andrea Lauer:

„Die Leichte Sprache kommt aus Amerika. Sie kommt aus der People-First-Bewegung. In Deutschland heißt diese Bewegung: Mensch zuerst. Menschen mit Lern-Behinderungen wollten Leichte Sprache haben. Dafür haben sie sich in der Mensch-zuerst-Bewegung eingesetzt.“

Für die Leichte Sprache gibt es genaue Regeln.

Zum Beispiel:

- Die Sätze sollen kurz sein.
- Es sollten kurze Haupt-Sätze sein.
Ein Satz hat etwa 7 Wörter oder weniger.
- Es sollte wenige Fachwörter geben.
- Es soll keine, oder nur wenige Kommas geben.

Und ein Text in Leichter Sprache sieht anders aus.

Zum Beispiel:

- Man soll die einzelnen Buchstaben der Schriftart gut erkennen können.
- Die Schrift sollte größer sein. Das heißt, es wird oft Schrift-Größe 14 genutzt.
- Auch der Abstand zwischen den Zeilen ist größer.
- Es sollte Bilder zum Text geben.
- Und das Wichtigste ist: Die Texte müssen immer geprüft werden. Diese Prüfung machen Menschen mit Lese- und Lernschwierigkeiten.

Dann gibt es die Einfache Sprache. Sie ist eine Art von Leichter Sprache. Doch die Sätze dürfen länger sein. Es dürfen auch ein par schwerere Wörter vorkommen. Man kann freier schreiben. So erreicht man viele

Menschen, die Probleme beim Lesen haben.
Wenn ich in Einfacher Sprache schreibe, dann lasse ich auch diese Texte prüfen. Einfache Sprache ist wie eine Brücke zwischen Alltags-Sprache und Leichter Sprache. Sie ist einfacher als die Alltags-Sprache und schwerer als Leichte Sprache.“

Raúl:

„Ich habe von einem Labor in München gehört. Dort testen Menschen mit Behinderung Dinge, die man jeden Tag braucht. Sie testen, wie gut diese Dinge funktionieren. Du hast gesagt, dass das auch bei Leichter Sprache wichtig ist.“

Andrea Lauer:

„Bei Übersetzungen muss man immer mit Prüfer*innen zusammenarbeiten. Sie sagen, ob sie die Texte verstehen. Sie bekommen dafür Geld.“

Raúl:

„Ich habe gesehen, dass bei Texten in Leichter Sprache oft Bilder dabei sind.“

Andrea Lauer:

„Bilder sind wichtig. Sie helfen vielen Menschen, die Texte zu verstehen. Das ist besonders bei Sach-Texten so. Bilde helfen auch, wenn das Lesen zu anstrengend wird. Übersetzer*innen können Bilder aus Datenbanken im Internet nutzen.“

Raúl:

„Sind diese Bilder auch genau genug?
Können sie nicht falsch verstanden werden?
Man kann zum Beispiel einen Text zum Thema Schule schreiben. Dann macht man neben den Text ein Bild von einem Schulgebäude. Auf dem Gebäude ist eine große Uhr. Die Leser*innen könnten denken, der Text handelt von der Uhrzeit.“

Andrea Lauer:

„Es gibt ja immer noch den Text zum Bild. Der Text und das Bild müssen gut zusammenpassen. Darauf achten die Prüfer*innen. Auch darum ist ihre Arbeit so wichtig. Wenn ein Bild nicht gut verstanden wird, dann arbeite ich mit Zeichner*innenn zusammen. Sie zeichnen dann ein Bild zum Text.“

Die Datenbanken werden aber auch immer besser.
Das heißt, es gibt immer mehr gute Bilder.“

Raúl:

„Du übersetzt nicht nur schwierige Texte.
Du schreibst auch Romane in Einfacher Sprache.
Du denkst dir also Geschichten aus. Dabei geht es
nicht nur um Wissen. Es geht auch darum, dass die
Sprache schön ist. Kann Einfache Sprache auch eine
schöne Sprache sein?“

Andrea Lauer:

„Die Geschichten sollen für die Menschen schön und
spannend sein. Dafür braucht man keine schwierigen
Wörter. Ich muss aber genau wissen, was ich sagen
will. Dann suche ich schöne Wörter, die man leicht
verstehen kann. Nur so kann ich dann ein gutes Buch
schreiben. Manchmal muss ich mich zwischen leicht
und schön entscheiden. Manchmal schreibe ich das
schwierige Wort, weil es mir besser gefällt. Meine
Leser*innen mögen das. Sie erkennen meine Art zu
schreiben. Viele Menschen sagen mir, meine Texte
klingen schön. Ein bisschen wie ein Lied, das man

kennt und gern mag.

Darüber freue ich mich wirklich sehr.

Eine Frau mit Trisomie 21 hat über meinen Roman geschrieben:

Der Roman hat eine schöne lesbische Sprache.

Diesen Satz fand ich schön.

Viele Menschen haben noch nicht verstanden, dass Einfache Sprache auch schön sein kann.

Ich möchte so schreiben, dass Menschen mit Lese- und Lernschwierigkeiten vieles verstehen.

Aber meine Texte sollen für alle Menschen gut sein.“

Raúl:

„In den letzten Jahren denken immer mehr Menschen an barrierefreie Texte und Internet-Seiten.

Gleichzeitig denkt man nicht genug darüber nach.

Es gibt noch viele Probleme.

Zum Beispiel gibt es Texte in Leichter Sprache oder Einfacher Sprache auf Internet-Seiten. Aber die

Internet-Seiten sind nicht einfach. Viele Menschen können die Internet-Seiten dann nicht nutzen.

Deshalb können sie auch nichts in Leichter Sprache oder Einfacher Sprache lesen.

Außerdem kann man die Einfache Sprache oft nicht

direkt auf den Internet-Seiten finden. Wenn man lange danach suchen muss, ist das ein großes Problem. Bis man die Einfache Sprache gefunden hat, bleibt alles schwer zu verstehen. Das ist eine große Barriere für alle Menschen, die Leichte Sprache oder Einfache Sprache brauchen.“

Andrea Lauer:

„Viele Internet-Seiten und Apps sind wirklich zu schwierig. Das ist ein großes Problem. Viele Menschen denken nicht an Menschen mit Behinderung und Lernschwierigkeiten. Sie wissen nicht, was diese Menschen brauchen. Deshalb machen sie ihre Internet-Seiten so, wie sie das schon immer gemacht haben. Aber es geht auch anders.

Ich habe mit einem Verein zusammengearbeitet.

Er heißt: Eltern beraten Eltern e.V.

Der Verein hat seine Internet-Seite neu gemacht.

Die ganze Internet-Seite ist jetzt in Einfacher Sprache.

Man kann alle Inhalte gut finden. Es gibt Bilder zu den

Texten. Die Sprache ist einfach, aber nicht zu einfach.

Es ist eine Internet-Seite für alle Menschen.

Und zusätzlich gibt es die Internet-Seite in

Leichter Sprache.“

Raúl:

„Ist wirklich die ganze Seite in Einfacher Sprache?
Gilt das auch für die Blog-Einträge und so weiter?“

Andrea Lauer:

„In diesem Fall schon.
Oft können die Menschen nur einen kleinen Teil auf
einer Internet-Seite lesen. Aber das ist nicht genug.
Es ist immer mein Ziel, dass man alle Texte auf der
Internet-Seite gut verstehen kann.
Das ist mir wichtig.“

Raúl:

„Das Ziel finde ich super.
Aber das ist doch viel Arbeit und teuer.“

Andrea Lauer:

„Man kann das Geld dafür beantragen.
Und man kann die Texte vorher selbst vereinfachen.
Danach macht man dann die Internet-Seite.
Dadurch brauche ich als Übersetzerin weniger Zeit.
Die Internet-Seiten werden dann einfacher.
Alle können sie leichter benutzen.“

Ich finde, wir sollten über diese Dinge anders nachdenken. Ich bin zum Beispiel Rollstuhlfahrerin. Wenn ich in ein Museum möchte, dann brauche ich eine Rampe. Es darf nicht nur Treppen geben. Menschen ohne Behinderung können aber auch über eine Rampe gehen. Sie brauchen die Treppen nicht unbedingt. Die Rampe ist also besser und wichtiger als die Treppen. Mehr Menschen können über die Rampe in das Museum. Genauso ist es mit Einfacher Sprache. Ich finde, alle Internet-Seiten und Texte sollte man gut verstehen können. Zusätzlich sollte es die Internet-Seite noch in Leichter Sprache geben.“

Raúl:

„Manchmal denke ich:
Man kann nicht alles in Leichter Sprache erklären.“

Andrea Lauer:

„Manchmal ist ein Text sehr kompliziert. Dann ist es schwierig, ihn in Leichte Sprache zu übersetzen. Trotzdem ist es immer möglich. Viele Texte müssen einfacher werden. Aber bei manchen Texten ist das besonders wichtig.“

Damit meine ich zum Beispiel Gesetze oder Texte aus der Verwaltung. Alle müssen die wichtigsten Infos verstehen können. Nur, wenn ich meine Rechte kenne und verstehe, kann ich sie nutzen. Schwierige Texte sind also ein großes Problem.

Viele Menschen fühlen sich schlecht, wenn sie die Texte nicht verstehen. Sie haben dann das Gefühl, sie wären schlechter als andere Menschen. Das ist schlimm.

Aber manchmal denke ich, die Texte sind mit Absicht so schwer. Es kommt mir vor, als ob sie gar nicht verstanden werden sollen.“

Raúl:

„Ämter und andere öffentliche Einrichtungen sollen jetzt Leichte Sprache benutzen.

Zu vielen Texten soll es auch Erklärungen in Leichter Sprache geben. Man muss dann sagen, wenn man die Erklärungen braucht. Ich denke, das ist noch kompliziert.

Außerdem müssen die Texte nicht von Anfang an in Leichter Sprache sein. Man muss erst danach fragen.“

Andrea Lauer:

„Diese Texte sollten alle in Einfacher Sprache sein.
Das fände ich toll.

Meine Krankenkasse ist ein gutes Beispiel dafür.

Ich musste einen Antrag stellen und der Text war
komplett in Einfacher Sprache geschrieben. Es war
alles genau erklärt.

Zum Beispiel:

Was sind die nächsten Schritte?

Welche Infos muss ich der Krankenkasse geben?

Bis wann braucht die Krankenkasse meine Infos?

Barrierefreiheit hilft uns allen.“

Raúl:

„Ich finde, Einfache Sprache sollte auch für Firmen
Pflicht sein. Es hat lange keine Gesetze für den Bereich
Barrierefreiheit gegeben. Im Jahr 2025 soll jetzt ein
Gesetz kommen.

Es heißt: Barrierefreiheits-Stärkungsgesetz.

Das Gesetz soll helfen, dass es weniger Barrieren im
Internet gibt. Dann müssen viele Dinge einfacher
erklärt werden. Aber es wird auch wieder viele
Ausnahmen geben. Kleine und mittlere Firmen dürfen
nicht zu viel Arbeit durch das Gesetz haben.

Deshalb müssen wir uns immer noch fragen:
Wie können wir Firmen dazu bringen, ohne neue
Gesetze Einfache Sprache zu nutzen?“

Andrea Lauer:

„Da gibt es mehrere Punkte.

- Wir müssen zeigen, dass Barrierefreiheit für alle besser ist. Auch für Firmen ist es gut, wenn Kunden und Kundinnen alles besser verstehen. Das ist gut für die ganze Wirtschaft.
- Eine barrierefreie Internet-Seite muss nicht teuer sein.
- Es muss normal werden, dass alle Einfache Sprache benutzen.

Dafür brauchen wir Firmen, die damit anfangen. Diese Firmen können dann auch damit Werbung machen. So haben die Firmen etwas davon und wir machen einen großen Fortschritt für alle.“

Nina Rogge-Strang und Cordula Schürmann

„Es könnte doch so viel einfacher sein“ –

Nina Rogge-Strang und Cordula Schürmann

Nina Rogge-Strang schreibt einen Blog in Leichter Sprache. Sie schreibt und liest gerne Geschichten. Nina arbeitet in Berlin als Hauswirtschafterin. Manchmal prüft sie Texte in Leichter Sprache.

Cordula Schürmann schreibt auch einen Blog in Leichter Sprache. Sie macht Texte einfacher und prüft Internet-Seiten. Sie arbeitet bei einer Firma in Berlin.

Raúl:

„Hallo Nina, hallo Cordula. Ihr schreibt Texte in Leichter Sprache. Ich möchte mehr darüber lernen. Was findet ihr gut an Leichter Sprache? Und was ist wichtig dabei?“

Nina Rogge-Strang:

„Ich schreibe gerne in Leichter Sprache. Denn das kann jeder verstehen.“

Cordula Schürmann:

„Der Text darf keine schwierigen Wörter haben. Es gibt auch Regeln für die Größe der Buchstaben und den Abstand der Zeilen. Man muss alles gut lesen können. Ich stelle mir beim Schreiben oft vor, dass ich einem Freund etwas genau erkläre. Dann wird es einfacher.“

Raúl:

„Was ist das Thema von eurem Blog?“

Nina Rogge-Strang:

„Ich schreibe zum Beispiel über die Special Olympics. Das ist ein Sport-Wettkampf für Menschen mit Lernbehinderung. Mein Freund ist Presse-Sprecher für die Special Olympics international. Deshalb weiß ich viel darüber. Die Special Olympics fanden 2023 in Berlin statt.

Im Jahr 2022 war ich bei der Eröffnungsfeier und habe darüber geschrieben. Ich habe ein Interview mit einem Tennis-Spieler gemacht. Zum Schluss war ich in der Disco für die Sportler*innen.“

Cordula Schürmann:

„Ich schreibe gerne über Bücher. Aber ich schreibe auch Fanfiction und eigene Geschichten. Am meisten mag ich es, ein Tagebuch aus der Sicht meiner Katze zu schreiben.“

Raúl:

„Lest ihr auch gerne Bücher oder Zeitungen?“

Cordula Schürmann:

„Ich lese Thriller und Krimis. Es gibt auch Verlage mit Büchern in Leichter Sprache, zum Beispiel den Spaß am Lesen Verlag.“

Nina Rogge-Strang:

„Ich mag keine Krimis. Die sind zu spannend für mich. Ich lese lieber Geschichten über Liebe und ich lese Zeitung. Es gibt eine Zeitung namens Klar und deutlich. Darin gibt es Nachrichten und Artikel. Zuletzt habe ich dort etwas über die Corona-Impfung gelesen.“

Cordula Schürmann:

„Manchmal lese ich auch Texte in Alltagssprache. Wenn es zu schwer wird, muss ich stoppen oder

meinen Betreuer fragen. Aber oft verstehe ich viel.
Das ist auch beim Fernsehen so. Ich sehe gerne
Sendungen wie Galileo oder Logo.
Sie sind gut und man lernt viel.“

Raúl:

„Ihr schreibt und lest viel in Leichter Sprache.
Ihr könnt das gut. Ihr seid also Expertinnen.
Prüft jemand anderes eure Blog-Texte nochmal?“

Cordula Schürmann:

„Wir teilen die Texte in einer Gruppe. In dieser Gruppe
sind andere Blogger*innen. Manchmal versteht
jemand ein Wort nicht. Dann ändern wir das Wort
oder erklären es.“

Nina Rogge-Strang:

„Wir prüfen selbst Internet-Seiten und Bücher.
Deshalb wissen wir, was wichtig ist.“

Raúl:

„Manche Internet-Seiten haben nur bestimmte Infos in
Leichter Sprache. Das stört mich. Passiert das oft?“

Cordula Schürmann:

„Oft gibt es viele Infos auf einer Internet-Seite.
Aber nur ein kleiner Teil ist in Leichter Sprache.
Da steht oft nur, wer die Leute sind und was sie tun.
So bekomme ich zu wenig Infos. Dann fühle ich mich
nicht gut. Das finde ich doof. Die Leute schreiben ihre
Texte so lang und kompliziert. Ich denke dann:
Es könnte doch so viel einfacher sein.“

Raúl:

„Fühlt ihr euch bei der Arbeit ernst genommen?
Beachtet man eure Rückmeldungen?“

Nina Rogge-Strang:

„Ja, ich bin die beste Prüferin! Ich gebe alles.
Ich habe Ziele und weiß, was ich will. Ich will
Journalistin werden. Ich will über Politik und Liebe
schreiben.“

Cordula Schürmann:

„Immer mehr Menschen kennen die Leichte Sprache.
Das ist gut. Ich glaube auch, dass die Menschen etwas
ändern wollen. Aber viele denken, dass man einfach
einen kleinen Teil der Infos übersetzt.“

Das soll dann reichen. Ich will aber alle Infos haben.
Alles soll für alle zugänglich sein.“

Wege in eine barrierefreie Welt

Barrierefreiheit ist ein wichtiges Recht. Es hilft allen. Ohne Barrierefreiheit können Menschen mit Behinderung nicht gleichberechtigt teilhaben. Wir brauchen eine Welt ohne Barrieren. Dafür müssen wir uns mehr anstrengen und wir müssen die Gesetze verbessern.

Hier sind einige Ideen, über die ich in diesem Kapitel mit Experten und Expertinnen spreche:

- Barrierefreiheit hat viele Seiten. Alle sollen überall hinkommen. Wenn wir das wollen, dann müssen wir an viele Dinge denken. Wir sollten nicht nur an technische Dinge denken und wir sollten nicht nur an Hilfsmittel denken. Manchmal brauchen Menschen mit Behinderung Hilfe von anderen Menschen. Das Fachwort ist: personelle Barrierefreiheit. Daran müssen wir auch denken. Wir müssen immer wieder darüber sprechen und dafür kämpfen.
- Wir brauchen klare Regeln für Barrierefreiheit. Diese Regeln müssen alle einhalten. Das gilt nicht nur für öffentliche Bereiche.

Es gilt auch für private Bereiche.

Die Regeln für Barrierefreiheit müssen für alle wichtig sein. Sie sollen genauso wichtig sein wie zum Beispiel die Regeln für Brandschutz.

- Jemand hält sich nicht an die Regeln für Barrierefreiheit? Dann sollte man die Person stärker bestrafen. Zum Beispiel durch einfache Schlichtungsverfahren. Oder durch wirksame Klagen vor Gericht. In den USA und Österreich gibt es gute Beispiele dafür.
- Es gibt gute Ideen, zum Beispiel den anpassbaren Wohnbau. Das sollte normal werden. Barrierefreie Gebäude sind gut für alle und kosten nicht mehr.
- Man muss Infos leichter bekommen können. Sie müssen barrierefrei sein.
- Wir brauchen mehr Wissen über barrierefreie Kommunikation. Wir brauchen zum Beispiel Gebärdensprache, Brailleschrift und Leichte Sprache. Gibt es Barrieren? Das sollen die Menschen beurteilen, die davon betroffen sind.

Ich habe gerade wichtige Punkte für die Barrierefreiheit zusammengefasst. Wie sieht es jetzt also mit der Barrierefreiheit in der Schule und bei der Bildung aus?

Schule für alle?

„Als Kind hatte ich viele Freunde **ohne** Behinderung. Sie waren immer fröhlich und das hat mich inspiriert. Für mich ist es normal, dass es auch Menschen **ohne** Behinderung gibt.“

Raúl

Ich denke gerne an meine Kindheit und Jugend. Ich war an einer Schule, in der alle Kinder zusammen lernen konnten. Dabei war egal, ob ein Kind eine Behinderung hatte oder nicht. Darüber bin ich froh. Ich war in der Fläming-Grundschule in Berlin. Diese Schule war damals sehr gut für das gemeinsame Lernen.

In der Schule gab es Klassen mit vielen verschiedenen Kindern. 2 Lehrer*innen kümmerten sich um jede Klasse. So konnten sie auf die Bedürfnisse jedes Kindes eingehen. Ich erinnere mich an ein Mädchen aus meiner Klasse. Das Mädchen hatte eine geistige Behinderung. Sie wollte auch schreiben lernen wie alle anderen. Das war ein großer Schritt. Es hätte ja sein können, dass sie es nicht schafft.

Am Ende des Schuljahres konnte sie ihren Namen schreiben. Alle in der Klasse waren stolz auf sie.

Alle Kinder hatten Glück, das zusammen zu erleben. Denn vor 30 Jahren war das nicht normal. Kinder mit Behinderung gingen meistens in eine Sonderschule. Auch ich hatte Glück. In meiner Nähe gab es Schulen, die alle Kinder aufgenommen haben.

Die Fläming-Grundschule war aber schlecht für Menschen mit Behinderung ausgestattet. Es gab keinen Aufzug, nur einen langsamen Treppenlift. Manchmal haben andere Kinder meinen Rollstuhl die Treppe hochgetragen. So konnte ich zum Unterricht. Die Schule war also nicht barrierefrei. Aber es war trotzdem eine Schule für alle. Das habe ich gefühlt. Später wechselte meine ganze Klasse zur Sophie-Scholl-Gesamtschule. Das war auch eine Schule für alle.

Ich ging also in eine Schule mit vielen verschiedenen Schüler*innen. Das war normal. Ich saß im Rollstuhl und das war schon etwas Besonderes. Aber ich fühlte mich als Teil der Gruppe. Auf diesen Ideen kann man in Deutschland aufbauen. Es gibt viele Schulen,

die das tun. Aber es gibt auch viele Schulen, die das Wort Inklusion nicht kennen. Damit meine ich nicht nur Förderschulen.

Vor einigen Jahren war ich bei der Eröffnung einer Inklusions-Schule. Ich war überrascht: Dort waren nur Kinder mit Behinderung. Deshalb fragte ich die Schulleiterin, wie die Schule inklusiv sein kann. Sie sagte, dass sie Kinder mit verschiedenen Behinderungen unterrichten.

Das hat mich schockiert. Die Inklusions-Schule war also gar nicht für alle. Es hat mir gezeigt, wie schlecht die Situation ist. Es zeigt, dass viele Leute die Idee von einer Schule für alle nicht verstehen. Diese Leute denken immer noch wie früher.

Wie können wir die Schule für alle schaffen?
Dafür müssen wir neue Wege finden und wir müssen verstehen, warum inklusive Bildung so wichtig ist.

Bildung in Deutschland

Die Idee von einer Schule für alle ist, dass jeder Mensch das Recht auf Bildung hat. Das steht auch in den Menschen-Rechten, in den Kinder-Rechten der UN und in der UN-Behinderten-Rechts-Konvention.

Man darf Menschen mit Behinderung also nicht von der Schule ausschließen. Menschen mit Behinderung müssen die gleichen Chancen haben wie Menschen ohne Behinderung. Sie sollen an guten Schulen lernen können. Die Schulen sollen kostenlos sein und die Menschen mit Behinderung sollen in der Schule mitmachen können. Das gilt für Grundschulen und für weiterführende Schulen.

Integration in der Schule bedeutet, dass Kinder mit Behinderung in eine Regelschule gehen. Die Kinder müssen sich aber dabei anpassen.

Inklusion bedeutet, dass es neue Schulen gibt. In diesen Schulen muss sich niemand ausgeschlossen fühlen.

Wir schauen uns jetzt an, wie die Schulen in Deutschland sind. Wir schauen auch, warum die Schulen nicht inklusiv sind.

In Deutschland gibt es verschiedene Arten von Schulen. Es gibt Regelschulen. Das sind Grundschulen, Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien.

Es gibt auch Schulen für Kinder, die besondere Hilfe beim Lernen brauchen. Diese Schulen heißen Förderschulen oder Sonderschulen.

Früher mussten Kinder mit Behinderung in Sonderschulen gehen. Das Fachwort ist: Sonderschul-Pflicht. Das hat sich ab den Jahren 1970 und 1980 geändert. Seitdem können auch Kinder mit Behinderung in Regelschulen lernen.

Förderschulen sollen Kindern mit Behinderung helfen. Die Kinder sollen dort Bildung bekommen.

Aber Förderschulen grenzen die Kinder aus.

Das heißt: Die Kinder mit Behinderung treffen in den Förderschulen keine Kinder ohne Behinderung.

Die Kinder an Förderschulen können so nicht richtig an der Gesellschaft teilhaben.

Die UN-BRK will, dass behinderte Kinder die besten Möglichkeiten haben. Die Kinder sollen gut lernen können und sich sozial entwickeln. Förderschulen ermöglichen das nicht.

Es gibt eine besondere Arbeitsgruppe der UN zum Thema. Diese Arbeitsgruppe zeigt in ihrem Bericht von 2015: Die meisten Schüler*innen mit Behinderung besuchen Förderschulen. Das macht der UN-Arbeitsgruppe Sorgen. Die Arbeitsgruppe empfiehlt, dass es weniger Förderschulen geben soll.

Es gibt viele Studien zu diesem Thema.

Die Studien zeigen: Manche Kinder brauchen Hilfe beim Lernen. Diese Kinder lernen besser in Regelschulen. Sie werden dort weniger ausgegrenzt. Die Kinder haben mehr Chancen für ihre Zukunft.

Das hat Klaus Klemm in vielen Texten für die ertelsmann-Stiftung gezeigt. Klaus Klemm ist ein Wissenschaftler für Erziehung und Bildung.

Förderschulen sind nicht gut für Menschen mit Behinderung. Sie machen es schwerer, einen guten Abschluss zu machen und selbstbestimmt zu leben. Nur etwa 28 Prozent der Schüler*innen mit Förderbedarf

machen einen Abschluss an Förderschulen.
Auf Regelschulen sind es etwa 47 Prozent.

Ich konnte eine Regelschule besuchen. Das hat mir
geholfen, mein Abitur zu machen und zu studieren.
Jetzt habe ich einen Beruf, den ich mag.
Ich kann auch an der Gesellschaft teilnehmen.

Alle müssen Bildung bekommen können. Aber bei
Inklusion geht es auch um andere Dinge. Es geht darum,
dass alle Kinder zusammen lernen und spielen können. So
können sie lernen, in einer Gesellschaft mit verschiedenen
Menschen zu leben.

Jakob Muth hat das schon 1986 gesagt. Er war ein
wichtiger Lehrer und hat die Gesamtschule erfunden.
Er sagte:

„Wenn ein Kind auf eine Sonderschule geht, kann es
nicht mehr mit anderen Kindern zusammen sein.
Aber auch die anderen Kinder können dann nicht mit
dem behinderten Kind zusammen sein.
Die behinderten und die nicht-behinderten Kinder
verlieren so die Chance, zusammen zu leben
und zu lernen.“

Wie entwickelt sich die Bildungs-Inklusion in Deutschland?

Mehr Kinder mit Förderbedarf sollen in Regelschulen lernen können. Das sagen Experten und Expertinnen. Aber in Deutschland geht das nur langsam voran.

Wie viele Kinder mit Förderbedarf an Regelschulen lernen, zeigen Inklusions-Quote und Inklusions-Anteil.

Die Inklusions-Quote kann man berechnen.

Dafür muss man wissen:

- Wie viele Kinder mit Förderbedarf sind der Schule?
- Wie viele Kinder sind insgesamt an der Schule?

Den Inklusions-Anteil kann man auch berechnen.

Dafür muss man wissen:

- Wie viele Kinder mit Förderbedarf gibt es insgesamt?
- Und wie viele Kinder mit Förderbedarf gehen in eine Regelschule?

So sieht man, wie sich die Inklusion an Schulen verändert.

Seit 2009 gibt es die UN-BRK und seit 2009 gibt es mehr Kinder mit Förderbedarf an Regelschulen. Aber es gibt immer noch viele Kinder mit Förderbedarf, die auf eine Förderschule gehen. Förderschulen sind das Gegenteil von Inklusion. Man nennt das auch Exklusion.

Für Exklusion gibt es auch eine Zahl.

Sie heißt: Exklusions-Quote.

Die Exklusions-Quote zeigt: Wie viele Schüler*innen mit Förderbedarf gehen in eine Förderschule?

Die Quote zählt für die Grundschule und die weiterführende Schule.

Die Exklusions-Quote hat sich nur wenig verändert.

Das heißt: Es sind immer noch viele Kinder mit Förderbedarf von den Regelschulen ausgeschlossen.

Wahrscheinlich wird das in den nächsten Jahren noch so bleiben. Das sieht man an den Plänen der verschiedenen Bundesländer.

Es gibt große Unterschiede zwischen den Bundesländern. Jedes Bundesland macht etwas anderes für die Inklusion. Realschulen und Gymnasien sind bei der Inklusion am schlechtesten. Es gibt jetzt zwar mehr Kinder mit

Förderbedarf an Regelschulen. Aber es gibt immer noch gleich viele Kinder an Förderschulen.

Die Exklusions-Quote bleibt also gleich.

Das scheint komisch zu sein. Man kann es aber erklären.

Es liegt daran, dass mehr Kinder als förderbedürftig eingestuft werden. Dafür gibt es ein spezielles Verfahren.

Das Verfahren heißt:

Sonderpädagogisches Feststellungsverfahren.

Brigitte Schumann und Hans Wocken sind

Wissenschaftler*innen. Sie sagen, dass das

sonderpädagogische Feststellungsverfahren schlecht ist.

Deswegen müssen viele Kinder auf eine Förderschule gehen und so bleiben die Förderschulen erhalten.

Außerdem gibt es viele Kinder, die schon auf eine

Regelschule gehen und dann als förderbedürftig

eingestuft werden. Dadurch gibt es dann mehr Kinder mit

Förderbedarf an Regelschulen. Aber es ist kein Kind mit

Förderbedarf neu an der Schule aufgenommen worden.

Es sieht also so aus, als ob die Inklusions-Quote ansteigt.

Das passiert aber nicht wirklich.

Brigitte Schumann und Hans Wocken nennen das Pseudo-Inklusion. Das heißt: Man tut nur so, als ob man Inklusion umsetzt.

Brigitte Schumann und Hans Wochen sagen auch, dass bei den Feststellungsverfahren oft falsche Ergebnisse rauskommen. Meistens werden Entwicklungsstörungen oder Verhaltensstörungen festgestellt. Das ist einfacher, als Lernschwierigkeiten festzustellen. Denn Lernschwierigkeiten sind eine Art von geistiger Behinderung. Menschen mit Lernschwierigkeiten können zum Beispiel einen Schwerbehinderten-Ausweis bekommen.

Es passiert noch etwas anderes: Man nennt die Dinge einfach anders. Früher hat man gesagt, die Kinder haben einen Förderbedarf beim Lernen. Heute sagt man, sie haben einen Förderbedarf bei der Geistigen Entwicklung, der Sozialen Entwicklung oder der Emotionalen Entwicklung. Damit bleibt die Anzahl der Kinder in Förderschulen hoch. Das ist ein Trick.

Bei der inklusiven Bildung ist noch ein Punkt wichtig. Es geht um die Diskussion zum Elternwahlrecht.

Dabei ist die Frage: Dürfen Eltern entscheiden, wo Ihre Kinder zur Schule gehen?

Manche Menschen finden die Förderschulen gut. Diese Menschen sagen: Die Eltern haben immer eine Wahl. Manche Eltern wollen, dass ihr Kind auf eine Förderschule geht. Andere wollen, dass ihr Kind auf eine Regelschule geht.

Wir müssen verstehen, warum Eltern das so entscheiden. Dann können wir verstehen, warum das Bildungs-System sich nur wenig verändert.

Ich habe mit Tina Sander gesprochen. Tina Sander ist vom Verein mittendrin e. V. Das ist ein Verein von Eltern mit behinderten Kindern.

„Unsere Kinder haben auch ein Recht auf Bildung“ – Tina Sander von mittendrin e.V.

Der Verein mittendrin e. V. wurde 2006 in Köln von Eltern mit behinderten Kindern gegründet. Der Verein will, dass öffentliche Räume für alle Menschen da sind. Dabei ist die Schule ein wichtiges Thema. Tina Sander spricht für den Verein.

Raúl:

„Der Verein mittendrin e. V. hilft seit über 16 Jahren Eltern mit behinderten Kindern. Der Verein macht Projekte für Kultur und Inklusion. Wie wurde der Verein gegründet?“

Tina Sander:

„Die Gründungs-Mitglieder sind meistens Eltern von Kindern mit Behinderung oder Förderbedarf. Regelschulen schließen diese Kinder oft aus. Wir haben den Verein gegründet, um unseren Kindern zu helfen. Sie sollen an Orten sein können, die für andere Kinder normal sind. Unsere Projekte helfen unseren Kindern zum Beispiel in der Schule, bei der Ausbildung und bei der Arbeit. Unsere Projekte helfen

unseren Kindern auch bei kulturellen und sozialen Aktivitäten. Das Thema Bildung war für uns immer wichtig.“

Raúl:

„Es gibt getrennte Schulen. Das hast du schon gesagt. Wie denken die Eltern in deinem Verein darüber?“

Tina Sander:

„Unsere Gründungs-Regeln sagen: Die Schule ist für Kinder da, nicht andersherum. Kinder werden nicht als Hauptschüler oder Sonderschüler geboren. Die Einteilung in verschiedene Schulen ist eine Entscheidung der Gesellschaft und es ist eine Entscheidung der Politik.

Diese Einteilung schließt Kinder aus. Schulen sollten sich an Situationen anpassen können. Schulen sollten sich nach den Kindern richten. Dann brauchen wir keine getrennten Schulen. Dann gibt es eine gute Schule für alle Kinder.“

Raúl:

„Sollen dann die Gymnasien abgeschafft werden?“

Tina Sander:

„Ja. Wir brauchen eine Schule für alle. Aber man streitet darüber in der Politik. Viele wollen keine großen Änderungen. Sie kämpfen hart, damit Dinge bleiben, wie sie sind.

Unser Schulsystem trennt die Kinder nach ihrer Herkunft. Das kommt noch aus einer alten Zeit. Damals konnten nur reiche Leute zur Schule gehen.

In der Weimarer Republik wollte man das ändern.

Die Schule sollte demokratischer werden.

Man konnte sich aber nur auf den Kompromiss einigen, dass es Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien gibt. Alle Kinder sollten nur bis zur vierten Klasse zusammen lernen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat man mit diesem Kompromiss weiter gemacht. Er bestimmt bis heute unser Schulsystem. Deutschland macht dabei Dinge anders als andere Länder in Europa. Dort lernen die Kinder länger zusammen.

In deutschen Schulen wird die Frage gestellt: Welche Leistung kann man von bestimmten Kindern erwarten? Das Fachwort für dieses Thema ist: Leistungsprognose. Die Kinder werden sehr früh danach eingeteilt.“

Raúl:

„Bei der Einteilung in verschiedene Schulen sind die Eltern wichtig. Man spricht oft vom Elternwahlrecht.“

Tina Sander:

„Es ist falsch, nur über das Elternwahlrecht zu sprechen. Dafür gibt es viele Gründe. Erstens geht es bei Inklusion um die Chancen der Kinder.

Die UN-Behinderten-Rechts-Konvention sagt nichts über ein Elternwahlrecht. Zweitens denken viele, dass Eltern zwischen Regelschule und Förderschule wählen wollen. Aber wir sagen aus Erfahrung: Das stimmt nicht. Die meisten Eltern wollen, dass ihr behindertes Kind auf eine Regelschule geht.“

Raúl:

„Warum schicken Eltern ihre behinderten Kinder dann auf eine Förderschule und nicht auf die Regelschule?“

Tina Sander:

„Viele Eltern haben vor Ort keine Möglichkeiten zum Wählen. Viele Regelschulen sagen den Eltern, dass ihr Kind dort nicht lernen kann.

Oder die Regelschulen sagen, dass die behinderten

Kinder es dort mit den nicht-behinderten Kindern schwer haben könnten. Davor haben die Eltern Angst. Sie halten ihr behindertes Kind für schwächer als die anderen Kinder.

Sie machen sich Sorgen, dass ihr Kind an einer Regelschule ausgeschlossen oder verletzt wird.

Das Fachwort ist: Mobbing.

Diese Gründe wirken alle zusammen. Deshalb wählen die Eltern eine Förderschule für ihr Kind.

Es ist nicht fair, den Eltern allein die Verantwortung zu geben. Wenn es gute Regelschulen für alle Kinder gibt, können die Eltern sich anders entscheiden.

Dann müssen Sie sich weniger Sorgen machen.“

Raúl:

„Was macht euer Verein, wenn Eltern Hilfe bei der Schulwahl brauchen?“

Tina Sander:

„Eine genaue Empfehlung zu geben, finden wir nicht richtig. Wir können nicht für die Eltern entscheiden.

Wir können aber Fragen stellen:

Wobei helfen Förderschulen?

Helfen die Förderschulen richtig?

Müssen die Eltern weniger Angst haben, wenn ihr Kind in eine Förderschule geht?

Was braucht das Kind?

Und wie können wir ihm das geben?

Wir versuchen, mit den Eltern Lösungen zu finden.

Manchmal sind diese Lösungen noch nicht klar.

Unser Peer-Ansatz ist wichtig. Viele von uns sind selbst Eltern von behinderten Kindern. Deshalb verstehen wir die Ängste der Eltern und können sie gut beraten.“

Raúl:

„Wir haben darüber gesprochen, wie Eltern die Dinge sehen.

Lass uns das Thema jetzt ändern.

Warum halten Lehrer*innen und Behörden an alten Regeln fest? Sie schließen Kinder aus. Lehrer*innen sagen oft, sie können nicht gut mit behinderten Kindern umgehen. Die Lehrer*innen sagen auch, manche Kinder verhalten sich anders. Das Fachwort ist: verhaltensauffällig. Dafür fühlen sich die Lehrer*innen nicht gut genug ausgebildet.

Ich sage dazu immer, dass Eltern mit behinderten Kindern auch keine Ausbildung dafür haben.

Aber sie passen sich an. Es ist ein Problem, zu denken:
Wir brauchen für alles eine Fachkraft.“

Tina Sander:

„Manche Menschen wollen nicht mit behinderten Menschen zusammenleben. Sie wollen, dass Menschen mit Behinderung von anderen Menschen getrennt sind. In Förderschulen lernen Menschen mit Behinderung nicht, wie sie in der Gesellschaft leben können. Und die Gesellschaft lernt nicht, wie sie mit Menschen mit Behinderung umgehen kann. Wenn Schulen inklusiv sind, kann auch die Gesellschaft inklusiv werden.

Das Schulsystem zu ändern heißt, dass Lehrer*innen anders arbeiten müssen. Sie müssen sich fragen, ob sie bis jetzt alles richtig gemacht haben oder ob es auch anders geht. Das kann Überforderung und Ablehnung auslösen. Es ist wichtig, die Ausbildung zu ändern. Aber die Menschen müssen auch offen für Veränderung sein.

Seit 1980 haben Lehrer*innen an Regelschulen Kindern mit geistiger Behinderung das Lesen beigebracht. Das waren nicht die Lehrer*innen von Sonderschulen.“

Raúl:

„Jetzt reden wir zum Thema Lehrpläne. Und wir reden darüber, wie man Unterricht macht.

Ich habe mit Menschen gesprochen, die auf Förderschulen waren. Diese Menschen haben in den Förderschulen vor allem praktische Dinge gelernt. Zum Beispiel Obstsalat machen, Blumen gießen oder den Klassenraum aufräumen. So kommt es mir vor.“

Tina Sander:

„Wir haben auch diese Erfahrung gemacht.

Viele Eltern sagen, dass die Kinder in Förderschulen vor allem praktische Dinge lernen. Sie lernen zum Beispiel, wie man kocht oder wie man mit Geld umgeht.

Es geht aber zu wenig um Kulturtechniken.

Kulturtechniken sind Dinge, die man können muss.

Man braucht sie im Alltag. Diese Kulturtechniken lernt man normalerweise in der Schule.

Wichtige Kulturtechniken sind zum Beispiel:

- lesen,
- schreiben,
- rechnen und
- wie man einen Computer und das Internet benutzt.

Kinder mit Förderbedarf müssen die Kulturtechniken genauso lernen wie Kinder ohne Förderbedarf.

Wir sind Eltern von behinderten Kindern und ein Verein.

Wir denken:

Unsere Kinder haben ein Recht auf Lernen.“

Raúl:

„Wie können Regelschulen inklusiver werden?
Was muss sich noch ändern?“

Tina Sander:

„Die Schule muss besser auf die Schüler*innen eingehen.

Zum Beispiel haben wir in unserer Beratung 2 Kinder mit Autismus. Sie haben Probleme in großen Gruppen.

Wir haben viel mit der Schul-Verwaltung und Lehrer*innen gesprochen. Zusammen mit den Eltern haben wir eine Lösung gefunden. Die Kinder müssen nur einmal pro Woche zur Schule kommen.

Den Rest lernen die Kinder selbstständig zu Hause.

So konnten beide Kinder Realschulabschlüsse machen.“

Raúl:

„Kann man jedes Kind miteinbeziehen?
Oder gibt es Kinder, bei denen das nicht funktioniert?“

Tina Sander:

„Wir hatten sehr schwere Situationen.
Die Förderschulen haben gesagt, ein Kind sei zu schwierig. Es könne nicht auf der Schule bleiben.
In unserem Verein haben wir Eltern mit einem Kind mit Down-Syndrom beraten. Die Eltern wurden jeden Tag von der Förderschule angerufen, um das Kind abzuholen. Das passierte, als die Eltern auf der Arbeit waren. Die Mutter war gestresst. Sie war wütend auf uns. Sie sagte, dass unser Plan nicht funktioniert. Sie sagte, dass ihr Kind nicht zur Schule gehen kann.
Aber wir haben es trotzdem versucht. Wir haben dem Kind geholfen, auf eine inklusive Schule zu kommen.
Wir haben dem Kind viel Hilfe gegeben.

Zum Beispiel:

- Eingliederungshilfe und
- Einzelbegleitung und
- individuelle Lernpläne.

Wir haben die Regeln für das Kind angepasst.

Das Kind war immer noch schwierig und die Schule war eine Herausforderung. Aber das Kind konnte auf der Schule bleiben.

Jedes Kind hat besondere Bedürfnisse. Dabei ist egal, ob das Kind eine Behinderung hat oder nicht.

Die Schule muss auf diese Bedürfnisse eingehen.

Wir müssen Dinge anders sehen. Wir müssen uns fragen: Was braucht das Kind in der Schule?

Wir müssen nicht fragen: Welche Schule braucht das Kind?“

Raúl:

„In dem Fall war es sicher schwer, Geld zu bekommen.“

Tina Sander:

„Ja, man muss für individuelle Regeln mit den Behörden kämpfen. Unser Verein hat in 16 Jahren viel erreicht. So wie viele andere Vereine, die sich für eine inklusive Schule einsetzen.

Früher haben einige Schulen gesagt, dass sie keine Kinder mit Behinderungen aufnehmen können.

Sie wollten das ihren Lehrern und Lehrerinnen nicht zumuten. Das ist heute in Köln bei Grundschulen nicht mehr so.

Aber in den Schulen nach der Grundschule gibt es noch Probleme.

Um das zu ändern, müssen wir weiter für inklusive Bildung kämpfen. Wir brauchen auch weiterhin die Hilfe der Politik. Auch private Personen müssen sich für Inklusion einsetzen. Diese Personen sind in den Fachbeiräten, Gremien und Ausschüssen.

Leider sind in diesem Bereich immer weniger junge Leute aktiv.“

Raúl:

„Der politische Kampf bringt oft kein Geld.

Er bringt auch oft kein Lob.

Wie können wir junge Eltern dafür begeistern?“

Tina Sander:

„Wir müssen Ideen finden, um die Arbeit auf viele Leute zu verteilen. Junge Eltern haben heute viele Probleme im Alltag. Corona hat das noch schlimmer gemacht.

Der Kampf für Inklusion braucht viel Zeit und Geduld.

Er kann auch ein gutes Gefühl geben, weil man etwas bewirkt.“

Neue Ideen für Inklusion an Schulen

Es reicht nicht, nur die Probleme des aktuellen Bildungssystems zu zeigen. Wir müssen auch nach guten Wegen für Inklusion suchen.

Dabei müssen wir uns mit praktischen Fragen beschäftigen.

Zum Beispiel:

- Wie kann man Förderschulen abschaffen?
- Wie kann man Lehrer*innen besser ausbilden?
- Und wie kann man das alles bezahlen?

Ich hoffe, dass wir weiterkommen, wenn wir uns andere Länder anschauen. Denn es gibt viele Länder, die Inklusion in Schulen besser machen.

Als nächstes habe ich mit Jutta Schöler gesprochen.

Sie ist eine Fachperson für Bildung. Sie hat beim Aufbau der Gesamtschulen in Deutschland geholfen.

Sie ist auch eine der Personen, die Inklusion in deutschen Schulen verbessert hat. Sie hat sich auch viel mit Bildung in anderen europäischen Ländern beschäftigt.

Eine Schule für alle – Jutta Schöler

Jutta Schöler war von 1980 bis 2006 Professorin für Erziehungs-Wissenschaft. Sie hat an der TU Berlin unterrichtet.

Jutta Schöler will, dass Kinder mit und ohne Behinderung zusammen lernen. Das soll in der Regelschule passieren. Seit über 40 Jahren setzt sich Jutta Schöler dafür ein. 2008 hat sie einen Preis für gute Schulen und Gruppen gestartet. Dieser Preis heißt Jakob-Muth-Preis.

Raúl:

„Liebe Jutta, du hast vor vielen Jahren gesagt, dass Sonderschulen nicht helfen.
Wie siehst du das heute?“

Jutta Schöler:

„Ich sage das heute auch noch so. Ich habe meine Worte gut gewählt. Ich sage Sonderschulen, obwohl der richtige Name Förderschulen ist. Schule soll alle Kinder unterstützen. Egal, ob sie schlau sind, Probleme beim Denken haben oder körperlich eingeschränkt sind.“

Wenn wir Schulen aufteilen, entstehen scheinbar sichere Orte für Menschen mit Behinderung. An diesen Orten soll es für Menschen mit Behinderung weniger anstrengend sein als zum Beispiel an einer Regelschule. Sie sollen sich dort schonen können. Das Fachwort ist: Schon-Räume. Aber in Wirklichkeit führen diese Orte dazu, dass man Menschen mit Behinderung aus der Gesellschaft ausschließt.“

Raúl:

„Also bist du gegen die Aufteilung von Schule?“

Jutta Schöler:

„Ich arbeite seit über 40 Jahren daran, dass alle Menschen zur Schule gehen können. Das sind Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Das sollte in der Gesellschaft normal sein. Unser Schulsystem ist oft ungerecht. Es gibt in Deutschland immer noch keine echte Inklusion. Denn es gibt immer noch Förderschulen und Gymnasien.“

Raúl:

„Welche andere Möglichkeit magst du lieber?“

Jutta Schöler:

„Eine Schule für alle ist die bessere Möglichkeit. Kinder und Jugendliche lernen dort von der Klasse 1 bis zur Klasse 13 zusammen. Es gibt Unterschiede, zum Beispiel nach Interessen. Das ist sinnvoll. Die Schulen in Schweden oder Italien können Vorbilder sein. Dort gibt es bis zur Klasse 9 nur eine Schulform. Die Oberstufe ist für alle Schüler*innen offen. Auch Kinder mit Lernschwierigkeiten können höhere Abschlüsse machen. Das entscheiden Berater*innen mit den Eltern zusammen.“

Raúl:

„In Deutschland gibt es Schulen, die einige dieser Regeln nutzen. Zum Beispiel eine Grundschule in Berlin. Sie dauert 6 Jahre.“

Jutta Schöler:

„Ja, es gibt auch sehr gute Gesamtschulen. Zum Beispiel die Martin-Buber-Oberschule in Berlin-Spandau. Manchmal gibt es 3 Mal mehr Anfragen für

diese Schulen als Plätze. Aber man plant in diesem Bezirk ein neues Gymnasium. Man plant keine zweite Gesamtschule. Das zeigt, die Politik will das nicht.“

Raúl:

„Was sind die ersten Schritte, um das zu ändern?“

Jutta Schöler:

„Es gibt ein großes Problem bei der Inklusion an Schulen. Viele Leute im Bildungs-System wollen Sonderschulen behalten. Zum Beispiel wollen das viele Schul-Berater*innen. Sie sagen den Eltern von Kindern mit Behinderung, dass ihr Kind auf eine Sonderschule gehen soll. Wenn wir eine Schule für alle wollen, müssen viele Menschen zusammenarbeiten.

Wir müssen Inklusion wirklich wollen.

Diese 3 Dinge sind wichtig für inklusive Schulen:

1. Eltern sollen entscheiden können, auf welche Schule ihr Kind geht.
2. Wir müssen mehr über die Sorgen der Eltern sprechen. Wir müssen ihnen erklären, warum inklusive Schulen gut sind.
3. Wir müssen das Geld und die Mitarbeiter*innen anders verteilen.“

Raúl:

„Viele Lehrer*innen an Regelschulen sagen, sie können Kinder mit viel Förderbedarf nicht gut unterrichten. Die Lehrer*innen sagen, sie fühlen sich nicht genug ausgebildet. Du warst lange Dozentin an einer Universität. Diese Universität ist zum Beispiel für Lehrer*innen. Wie kann diese Ausbildung besser werden?“

Jutta Schöler:

„Bei der Ausbildung müssen sich junge Menschen sehr früh entscheiden: Möchten sie Lehrer*innen an einer Regelschule werden? Oder möchten Lehrer*innen an einer Sonderschule werden?“

Das passiert, bevor die jungen Menschen praktische Erfahrung haben. Wer Lehrer*in für eine Regelschule wird, hat wenig Kontakt zu Kindern mit Behinderung. Das führt oft zu Ablehnung. Eine bessere Lösung wäre, wenn alle Lehrer*innen erstmal für alle Kinder ausgebildet werden.

Nach 5 Jahren können sie sich dann spezialisieren. Das heißt: Sie können dann immer noch Regelschul-Lehrer*in oder Sonderschul-Lehrer*in werden.

Junge Lehrer*innen brauchen Erfahrung mit

kooperativem Lernen. Beim kooperativen Lernen arbeitet man zusammen. Die jungen Lehrer*innen brauchen dabei auch Unterstützung. Die Klassen sollten nicht mehr als 20 Schüler*innen haben. Das funktioniert in Skandinavien und Italien gut.“

Raúl:

„Wenn wir über große Änderungen sprechen, dann sagen viele: „Das kann man nicht organisieren“. Oder sie sagen: „Das kann man nicht bezahlen“. Können wir zeigen, dass diese Meinung falsch ist? Wie funktioniert die Inklusion an Schulen in anderen Ländern?“

Jutta Schöler:

„In Italien gab es seit 1970 große Änderungen im Schulsystem. Das steht dort im Gesetz und ist ähnlich wie Artikel 24 der BRK. Viele Gewerkschaften von Lehrern und Lehrerinnen haben sich dafür eingesetzt. Deshalb gibt es in Italien keine Sonderschulen mehr. Alle Kinder gehen zusammen zur Regelschule.“

Dabei sind auch die Kinder mit starker Behinderung.
Alle Kinder können auch auf die weiterführende
Schule gehen.“

Raúl:

„Wie hat man die Änderung geplant?“

Jutta Schöler:

„Schüler*innen in Sonderschulen und ähnlichen
Einrichtungen mussten nicht sofort wechseln.
Sie konnten ihren Abschluss noch an der alten Schule
machen, wenn sie wollten. Alle neuen Schüler*innen
gingen automatisch auf die Regelschule.
Die Änderung hat etwa 8 Jahre gedauert.
Dazu gehörte auch, dass man Geld und Personal
anders verteilt hat. Die Lehrer*innen von den alten
Sonderschulen kamen zu den Regelschulen.
Es gab auch bessere Weiterbildungen für bestimmte
Gruppen.“

Raúl:

„Das kostet natürlich alles Geld.
Man sagt: Inklusion gibt es nicht kostenlos.“

Jutta Schöler:

„Im Moment haben wir ein Doppel-System.
Das heißt: Es gibt Regelschulen und Sonderschulen.
Die Forschung zeigt, dass das teuer ist. Wenn wir
Schulen inklusiv machen, dann können wir Geld und
Personal besser nutzen. Inklusive Schulen geben
Kindern mit Behinderung bessere Chancen.
Das hilft auch dem Sozial-System.
Eine Schule für alle ist möglich.
Aber wir müssen mutiger sein.“

Wege zu einer Schule für alle

Die Schulzeit ist wichtig für unsere Kinder. Sie bereitet sie auf die Zukunft vor. Das betrifft die Bildung und den Beruf und ihre Sicht auf die Welt. Wenn wir eine inklusive Gesellschaft wollen, dann müssen wir das zuerst in der Schule schaffen.

Wir stecken gerade in einer schwierigen Lage mit der Bildungspolitik. Wir müssen das Bildungs-System ändern. Hier sind einige Ideen und Forderungen aus diesem Kapitel:

Schon-Räume sind nicht gut.

Wir müssen die Förderschulen abschaffen.

Das ist gut für Kinder mit Behinderung.

Aber es ist auch gut für alle anderen Kinder.

Es gibt bestimmte Tests für Kinder mit Förderbedarf.

Die Tests heißen: Sonderpädagogische Feststellungsverfahren. Sie erhalten das aktuelle System aus Förderschulen und Regelschulen. Sie lassen die Inklusion besser aussehen, als sie ist. Wir müssen über diese Tests kritisch nachdenken.

Wir müssen die Ängste von Eltern mit behinderten Kindern verstehen. Wir müssen den Eltern helfen, indem wir sie informieren und beraten. So können wir dafür sorgen, dass sie gute Erfahrungen mit Inklusion machen.

Für echte Inklusion sollten wir auch über schwierige Themen sprechen. Zum Beispiel darüber, Gymnasien abzuschaffen.

Es gibt ein Problem mit der Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen. Sie haben während ihrer Ausbildung kaum Kontakt mit behinderten Kindern. Wir können das ändern, indem wir die Regeln für die Ausbildung ändern.

Schulen brauchen genug Geld und Personal.

Es muss genug Lehrer*innen geben. Sie müssen gut ausgebildet sein. Sie müssen gut bezahlt werden.

Die Klassen sollten kleiner sein.

Es sollte Geld für die Betreuung von einzelnen Schülern und Schülerinnen geben. Das ist wichtig, um Inklusion möglich zu machen.

Wir können uns ein Bildungs-System für alle leisten.
Aber wir können auf Dauer nicht für Regelschulen und
Förderschulen bezahlen. 2 Systeme sind zu teuer.
Inklusion in Schulen ist in Europa erfolgreich.
Es ist kein Traum, sondern es funktioniert gut.
Wir können von Ländern wie Skandinavien und Italien
lernen.

Faire Arbeit für alle?

Vielleicht müssen wir alles einmal andersherum sehen.

So wie es Sven Papenbrock hier sagt:

„Wir sollten Schutzräume für Menschen **ohne** Behinderung schaffen. Wie wäre es mit Werkstätten für Menschen **ohne** Behinderung?“

In der neunten Klasse gingen wir zur Berufsberatung.

Wir wollten verschiedene Berufe kennenlernen.

Alle waren aufgeregt. Sie hatten bei den Erwachsenen gesehen, wie wichtig Arbeit ist. Mit Arbeit kann man Geld verdienen und sein Leben gestalten. Arbeit ist auch wichtig, weil man etwas Sinnvolles tut. Man kann dadurch etwas zur Gesellschaft beitragen. Ich war gespannt, meine Möglichkeiten zu sehen. Im Berufs-Informations-Zentrum bekam ich einen eigenen Berater.

Meine Mitschüler*innen wurden über spannende Berufe informiert. Aber ich musste in einen getrennten Raum.

Der Berater fragte mich, ob ich schon mal von Mosaik-Werkstätten gehört habe. Das hat mich beunruhigt, weil meine Mutter mich gewarnt hatte. Sie sagte:

“Lass dir bloß kein Praktikum in einer Werkstatt andrehen!“

Ich wusste nur wenig über Werkstätten für behinderte Menschen. Bestimmt geht es auch heute den meisten Menschen in Deutschland so.

Werkstätten für behinderte Menschen haben oft einen guten Ruf. Unternehmen geben diesen Werkstätten viele Aufträge. Sie sind stolz darauf und machen Werbung damit. Die Kunden und Kundinnen bekommen gute Produkte, wie Schokolade, Tee oder Teppiche. Die Kunden und Kundinnen fühlen sich gut dabei, weil sie Menschen mit Behinderung unterstützen.

Diese Menschen können in den Werkstätten arbeiten. Sie haben dort einen geregelten Tagesablauf. Die Werkstätten schützen die Menschen mit Behinderung. Sie achten auf ihre besonderen Bedürfnisse. Viele Menschen denken, dass sie mit dem Kauf der Produkte die Inklusion unterstützen. Sie haben dann ein besonders gutes Gefühl dabei.

Meine Mutter und ich haben ein anderes Gefühl. Wir sehen Werkstätten für behinderte Menschen anders. Ich bin ein Aktivist für Inklusion. Ich sehe die Werkstätten kritisch.

Ich frage mich, ob sie wirklich gut für Menschen mit Behinderung sind. Tragen die Werkstätten für behinderte Menschen zur Teilhabe am Arbeitsleben bei? Können wir uns so wirklich gut fühlen? Vielleicht machen wir es uns zu einfach damit.

Ich will nicht sagen, dass Betreuer*innen oder Leiter*innen von Werkstätten schlecht sind. Manche Menschen mit Behinderung arbeiten gern in Werkstätten. Ich will nicht sagen, dass diese Menschen falsch liegen. Ich will das System der Werkstätten hinterfragen. Und ich will das aus der Sicht der Inklusion tun.

Bevor ich mehr dazu sage und mit Experten und Expertinnen spreche, sollten wir uns die Fakten ansehen.

Schauen wir uns Werkstätten für behinderte Menschen genau an

Der Sozial-Atlas der Heinrich-Böll-Stiftung zeigt:

Im Jahr 2020 arbeiteten etwa 316.000 Menschen mit Behinderung in Werkstätten. Das sind doppelt so viele wie im Jahr 1994 und es werden noch mehr werden.

Aus einer wirtschaftlichen Sicht ist das gut.

Die Werkstätten machen jedes Jahr einen Umsatz von etwa 8 Milliarden Euro.

Große Firmen wie VW, Thyssen Krupp, Siemens und Daimler sind Kunden der Werkstätten. Aber auch kleine und mittlere Firmen geben Aufträge an die Werkstätten. Die Firmen können damit Werbung machen. Aber es gibt noch mehr Vorteile.

Zum Beispiel dürfen die Werkstätten nur 7 Prozent Mehrwertsteuer auf ihre Produkte und Dienstleistungen berechnen und Firmen können Aufträge mit bestimmten Abgaben verrechnen.

Katrin Langensiepen arbeitet im EU-Parlament. Sie sagt, dass Firmen in Europa nirgendwo so günstig produzieren können wie in den Werkstätten. Aber wer stellt eigentlich diese Produkte her?

Früher arbeiteten in Werkstätten meist Menschen mit geistiger oder schwerer körperlicher Behinderung. Jetzt arbeiten dort immer mehr Menschen mit psychischen Krankheiten. Die Menschen in den Werkstätten arbeiten bis zu 35 Stunden pro Woche. Sie sind keine typischen Arbeitnehmer*innen. Sie haben kein Recht auf den Mindestlohn.

2019 verdienen sie im Westen etwa 240 Euro und im Osten etwa 189 Euro im Monat. Das sind etwa 1,35 Euro pro Stunde. Mit diesem Geld kann niemand leben. Deshalb bekommen sie noch zusätzlich Geld von der Grundsicherung oder Rente.

Man begründet den niedrigen Lohn so:

- Die Arbeit in den Werkstätten hilft den Menschen mit Behinderung. Sie sollen dadurch wieder am Arbeitsleben teilnehmen.
- Die Arbeit in den Werkstätten soll den Menschen mit Behinderung helfen, sich zu entwickeln.

Menschen mit Behinderung sollen aus der Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt kommen. Das ist ein gutes Ziel. Aber es passiert fast nie. Nur etwa 1 Prozent der Menschen mit Behinderung kommen aus einer Werkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt.

Die Vereinten Nationen finden das schlecht. Sie sagen, Menschen mit Behinderung werden zu sehr von anderen getrennt.

Die Vereinten Nationen kritisieren auch, dass die Menschen mit Behinderung so nicht aus der Werkstatt heraus kommen können. Der Übergang auf den ersten Arbeitsmarkt ist nicht möglich.

Das sagen die Vereinten Nationen in ihren Empfehlungen zur Umsetzung der UN-Behinderten-Rechts-Konvention.

Menschen mit Behinderung sollen sich schonen. Und sie sollen von der Gesellschaft getrennt bleiben. Das ist das Problem mit dem Schon-Raum. Man nennt das auch die Schon-Raum-Falle.

Menschen mit Behinderung haben oft schlechtere Chancen, im Arbeitsleben mitzumachen.

Es ist ein Problem, wenn sie nur in speziellen Räumen für behinderte Menschen Arbeit finden. In diesen Räumen arbeiten sie meistens nur mit anderen Menschen mit Behinderung zusammen. Menschen ohne Behinderung arbeiten nicht mit ihnen zusammen. Sie sind nur da, um behinderte Menschen zu betreuen und zu unterstützen.

Ich finde, das ist nicht inklusiv.

Die Zahlen zeigen, dass der Weg in die Werkstatt oft nur in eine Richtung geht. Das heißt: Menschen mit Behinderung gehen in eine Werkstatt und meistens bleiben sie dort. Manche Menschen fühlen sich in den Werkstätten wohl. Sie wollen nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten.

Vielleicht haben einige dort schlechte Erfahrungen gemacht. Aber ich bin seit 20 Jahren Aktivist. Ich habe auch viele Menschen getroffen, die mir etwas anderes erzählt haben.

Einer davon ist Sven Papenbrock.
Er ist mein nächster Gesprächspartner.

„Wenn man arbeitet, dann sollte man dafür auch gut bezahlt werden.“ – Sven Papenbrock

Sven Papenbrock arbeitet beim Projekt JOBinklusive. Das Projekt will Menschen mit Behinderung helfen, einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden. Sven Papenbrock hat viel Erfahrung mit Werkstätten. Das hilft ihm bei seiner Arbeit bei JOBinklusive. Er prüft auch, ob Texte leicht zu verstehen sind. Und er übersetzt Texte in Leichte Sprache.

Raúl:

„Lieber Sven, du hast 13 Jahre lang in Werkstätten für behinderte Menschen gearbeitet. Hast du direkt nach der Schule dort angefangen?“

Sven Papenbrock:

„Nach der Schule ging ich zum Arbeitsamt, um mich beraten zu lassen. Ich wollte wissen: Wie kann mein weiteres Arbeitsleben aussehen? Der Mitarbeiter dort sah mich nur einmal kurz an. Dann sagte er, dass ich in eine Tagesförderstätte gehen sollte.“

Das ist ein Ort für Menschen, die sehr viel Hilfe beim Arbeiten brauchen. Der Mitarbeiter sah das als die einzige Möglichkeit für mich. Ich wollte aber in einer Werkstatt arbeiten und verschiedene Aufgaben kennenlernen. Also habe ich selbst dafür gekämpft, dass ich in einer Werkstatt anfangen konnte.“

Raúl:

„Was waren deine Aufgaben in der Werkstatt?“

Sven Papenbrock:

„Die Werkstatt für behinderte Menschen gab es an verschiedenen Standorten. Ich habe über 13 Jahre an den verschiedenen Standorten gearbeitet. Dort habe ich verschiedene Arbeiten gemacht. Zum Beispiel habe ich Teile für Waschmaschinen zusammengebaut. Ich habe auch CDs auf Fehler geprüft.“

Raúl:

„Fandest du, dass diese Aufgaben gut zu deinen Fähigkeiten passen?“

Sven Papenbrock:

„Ich fand meine Aufgaben gut und habe sie gerne gemacht. Ich wusste, warum ich das machte und was der Zweck meiner Arbeit war.

Aber es gab auch Aufgaben, die ich nicht verstand. Einmal musste ich viele Teile sortieren. Die Teile lagen in einem großen Haufen. Nach vielen Stunden Arbeit bin ich auf die Toilette gegangen. Als ich wiederkam, war alles wieder durcheinander. Da dachte ich, dass man mich nur beschäftigen wollte.“

Raúl:

„Werkstätten sollen dich auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereiten. Hast du dafür in der Werkstatt Hilfe bekommen?“

Sven Papenbrock:

„Nein. Ich habe gar keine Hilfe bekommen, um auf den ersten Arbeitsmarkt zu wechseln. Zum Beispiel hatte ich das Recht auf einen Computerkurs.

Aber niemand hat mir das gesagt.“

Raúl:

„Wie hast du es geschafft, aus dem Werkstatt-System rauszukommen?“

Sven Papenbrock:

„Es gab einen wichtigen Moment für mich. Ein anderer Beschäftigter wurde ungerecht behandelt. Ich musste etwas tun. Ich habe der Chefin gesagt, dass das nicht in Ordnung ist. Die Chefin hat das nicht akzeptiert. Sie war streng und hat mich ermahnt. Am nächsten Tag fing die Chefin an, mich zu mobben. Dafür hat sie meine Ängste benutzt. Das wurde sehr schlimm. Ich konnte dann 2 Monate nicht zur Arbeit gehen. Deshalb war ich 2 Monate ohne Geld zuhause. Ich bin dann an einen anderen Standort gekommen. Aber ich wollte aus dieser Situation raus. Ich habe mich selbst darum bemüht, weiterzukommen. Dafür habe ich selbstständig einen Hauptschulabschluss gemacht. Ich bin dann in eine betreute Wohnung gezogen. Dort hat eine Sozialarbeiterin mein Talent gesehen. Sie hat mir geholfen, selbstständiger zu werden.“

Und ich habe gelernt, mich für Praktika außerhalb der Werkstatt zu bewerben.“

Raúl:

„Du hast einen starken Ehrgeiz. Wir vom Projekt JOBinklusive sind froh, dass du bei uns arbeitest. Was denkst du über das Werkstatt-System? Können wir es verbessern oder müssen wir es abschaffen?“

Sven Papenbrock:

„Wir müssen das Werkstatt-System neu gestalten. Einige Menschen arbeiten gerne in Werkstätten. Aber die Bedingungen sind schlecht. Auch in Werkstätten muss der Mindestlohn gelten. Wenn man arbeitet, dann sollte man dafür auch genug Geld bekommen. Es ist unfair, dass Menschen mit schwerer Behinderung nicht in Werkstätten arbeiten dürfen. Sie müssen in Tagesförderstätten gehen. Für Menschen, die sich in Werkstätten nicht wohlfühlen, sollte es bessere Vorbereitungen für den Beruf geben. Jeder sollte die Chance haben, auf dem ersten Arbeitsmarkt zu arbeiten.“

Raúl:

„Du willst dich weiterentwickeln und Dinge ändern. Das ist toll. Was rätst du Leuten, die in einer Werkstatt arbeiten und unglücklich sind?“

Sven Papenbrock:

„Es ist schwer, eine allgemeine Antwort zu geben. Jeder Mensch und jede Situation sind anders. Es ist schwer, aus dem Werkstatt-System rauszukommen. Ich konnte es nur schaffen, weil meine Eltern mir Respekt vor mir selbst beigebracht haben. Und sie haben mir beigebracht, selbstständig Dinge zu tun. Ich habe auch Menschen getroffen, die mich unterstützt haben. Ich wünsche mir mehr Hilfe für Menschen mit Behinderung. So können sie selbst bestimmen, wie sie leben wollen.“

Die Bedeutung der Arbeit

Viele Menschen sehen es genau wie Sven Papenbrock. Diese Menschen haben über ihre Arbeit in Werkstätten gesprochen. Das haben sie in den Sozialen Medien öffentlich gemacht.

Dafür haben die Menschen ein Hashtag benutzt. Ein Hashtag ist wie eine Überschrift im Internet. Man weiß dann, um welches Thema es im Text geht. Das Hashtag von Werkstatt-Beschäftigten war: #ihrbeutetunsaus (ihr beutet uns aus). Sie haben auch über die Bedingungen in den Werkstätten gesprochen.

Ein wichtiger Punkt ist die Wertschätzung ihrer Arbeit. Eine Person auf Twitter hat dazu etwas gesagt. Ihr Name auf Twitter ist Johannisbeere. Sie schreibt viel über Ungerechtigkeiten in den Werkstätten. Sie sagte: „Du bist es nicht wert, dass deine Arbeit anerkannt wird“. Sie meint damit Menschen mit Behinderung.

Ist es fair, wenn man für viele Arbeitsstunden keinen Mindestlohn bekommt?

Ist es fair, dass Menschen in Werkstätten nicht streiken dürfen? Sie dürfen auch keine Betriebsräte gründen. Sie können nur Werkstatt-Räte gründen. Die können aber nur wenig helfen.

Firmen geben viele Aufträge an Werkstätten und sie bezahlen viel Geld. Aber Menschen in den Werkstätten bekommen kaum etwas davon. Ist das fair? Viele Menschen auf Twitter und Instagram sagen dazu „Nein“.

Ich sehe das auch so.

Ich finde es komisch, dass Firmen sagen: „Wir produzieren in Werkstätten für Menschen mit Behinderung“.

Sie benutzen dabei das Fair-Trade-Label.

Das Label ist ein Zeichen. Es zeigt, dass Unternehmen auf gute Arbeits-Bedingungen und faire Gehälter achten.

Das ist aber bei Menschen in Werkstätten anders.

Menschen in Werkstätten bekommen oft zu wenig Geld.

Das ist nicht fair.

Immer mehr Menschen mit psychischen Krankheiten arbeiten in Werkstätten. Sie haben schlechte Erfahrungen auf dem ersten Arbeitsmarkt gemacht.

Der erste Arbeitsmarkt hat sie kaputt gemacht.

Sie suchen in den Werkstätten einen Raum, der sie schützt. Das ist aber keine Lösung. So gibt es dann immer mehr Werkstätten. Aber die Werkstätten bleiben vom ersten Arbeitsmarkt getrennt. Das ist keine Inklusion. Wir müssen überlegen, wie Arbeit und Inklusion zusammenpassen.

Was könnte es für Lösungen geben?

Darüber habe ich mit Joachim Radatz gesprochen.

Inklusion macht das Arbeitsleben menschlicher“ – Joachim Radatz

Joachim Radatz ist der Chef eines Netzwerks. Das Netzwerk heißt: Betriebliche Integration und Sozialforschung. Die Abkürzung dafür ist: BIS e. V.

Das Netzwerk hilft Menschen mit Behinderung dabei, Praktika und Jobs zu finden. Diese Praktika und Jobs sind dann auf dem ersten Arbeitsmarkt.

Das Ziel ist: Menschen mit Behinderung sollen einen Job mit Sozialversicherung bekommen.

Raúl:

„Lieber Joachim, was bedeutet ein inklusiver Arbeitsmarkt für dich?“

Joachim Radatz:

„Jeder sollte am Arbeitsleben teilhaben können. Die Bundesregierung hat einen Beauftragten für Menschen mit Behinderung. Der Beauftragte sagt, dass die Demokratie Inklusion braucht. Er meint, dass alle Menschen in einer Demokratie gleichberechtigt sein müssen. Sonst ist es keine echte Demokratie.“

Das glaube ich auch.
Und ich glaube, dass Inklusion das Arbeitsleben menschlicher macht. Das gehört auch zur Demokratie. Menschen haben verschiedene Stärken und Schwächen, Lebensstile und Bedürfnisse. Nur, wenn alle zusammenarbeiten, kommen wir weiter.“

Raúl:

„Wir haben viele politische Ideen.
Aber die Behinderten-Beauftragten haben wenig Macht. Warum ist es so schwer, einen Arbeitsmarkt für alle zu schaffen?
Wir reden viel darüber, aber es passiert wenig.“

Joachim Radatz:

„Unser Arbeitsmarkt will vor allem Menschen, die viel leisten. Das bedeutet, sie sollen viel, schnell und gut arbeiten können.
Man kann sich nichts anderes vorstellen. Das liegt am Markt-Liberalismus. Ich habe nichts gegen Leistung an sich. Wir brauchen Leistung in unserer Gesellschaft. So können wir Dinge und Dienste anbieten.
Das brauchen wir alle.
Aber es sollte nicht immer nur ums Geld verdienen

gehen. Es gibt auch andere wichtige Dinge, die Menschen in der Arbeit oder in ihrer Freizeit schaffen. Viele Menschen denken aber, dass nur eine Art von Leistung zählt.

Das sieht man auch in den Sozialgesetzbüchern. Zum Beispiel, wenn es um Werkstätten für Menschen mit Behinderung geht. Sie sollen am Arbeitsmarkt teilhaben können. Im Gesetz steht: Sie müssen dafür ein Mindestmaß an wirtschaftlich verwertbarer Leistung bringen. Das heißt, man muss mit der Leistung der behinderten Menschen Geld verdienen können.“

Raúl:

„In Werkstätten sind Menschen mit Behinderung von anderen Menschen getrennt. Deshalb sind Werkstätten nicht inklusiv. Man kommt über eine Werkstatt selten in einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt. Und es darf nicht jeder Mensch in einer Werkstatt arbeiten. Das passt alles nicht zur Idee der Inklusion.“

Joachim Radatz:

„Inklusion ist für alle. Man kann niemanden ausschließen. Das hat auch Jakob Muth so ähnlich gesagt. Jakob Muth war ein besonderer Lehrer. Nach ihm wurde ein Preis für Inklusion an Schulen benannt. Von echter Inklusion kann man niemanden ausschließen. Das gilt auch für den Arbeitsplatz.“

Raúl:

„Es gibt noch ein Problem. Werkstätten müssen wirtschaftlich sein. Das heißt: Sie müssen Geld verdienen. Warum sollten die Werkstätten ihre besten Arbeiter*innen an den ersten Arbeitsmarkt vermitteln? Das wäre nur schlecht für sie.“

Joachim Radatz:

„Es gibt viele Gründe dafür, den Arbeitsmarkt zu ändern. Man sollte bestimmte Gesetze ändern oder abschaffen, damit der Arbeitsmarkt wirklich inklusiv wird. Dafür sollten betroffene Menschen und Behinderten-Verbände zusammenarbeiten. Sie sollten zusammen für ihre Rechte kämpfen.“

Raúl:

„Ich fordere seit Jahren, dass wir Werkstätten abschaffen. Wir brauchen dann aber andere Arbeitsmöglichkeiten. Es gibt schon einige Ideen dafür. Im Kapitel „Selbstbestimmt leben?“ geht es um das Persönliche Budget. Das Persönliche Budget kann man zum Beispiel für Hilfe am Arbeitsplatz nutzen. Ist das der richtige Weg?“

Joachim Radatz:

„Die Idee der Unterstützten Beschäftigung ist gut für Menschen mit Behinderung. Sie können so auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten. So können sie Dinge ausprobieren. Sie bekommen die Hilfe, die sie brauchen. Zum Beispiel durch eine Assistenzperson. Diese Hilfe kann durch Geld vom Persönlichen Budget, vom Budget für Arbeit oder vom Unternehmen bezahlt werden. Das Unternehmen kann auch Geld von der Agentur für Arbeit bekommen. Es ist gut, wenn ein Unternehmen Geld für die Ausbildung eines schwerbehinderten Menschen bekommt. Dieser Mensch bekommt danach in mehr als der Hälfte der Fälle einen normalen Job.“

Ich sehe 3 Probleme bei der Umsetzung dieser Dinge:

1. Für den allgemeinen Arbeitsmarkt muss man eine wirtschaftliche Leistung erbringen können. Schwerbehinderte Menschen können oft nicht mitmachen. Das ist nicht inklusiv.
2. Unser Hilffsystem schafft Sonderräume für Menschen mit Behinderung. In diesen Sonderräumen sind Menschen mit Behinderung getrennt von anderen Menschen. Viele Anbieter*innen von Hilfen sind Teil von diesem System. Das gilt zum Beispiel für Werkstätten und Trägervereine. Sie haben etwas davon, dass die Dinge so bleiben.
3. Die Arbeitsagentur zum Beispiel soll Inklusion fördern. Sie bekommt dafür Geld. Aber die Arbeitsagentur genehmigt die Hilfen oft nicht, oder sie zahlt nicht genug. Das gilt auch für andere Einrichtungen, die Inklusion fördern sollen und dafür Geld bekommen

Besonders bei Punkt 2 und 3 entscheiden die Einrichtungen, ob Menschen mit Behinderung auf den ersten Arbeitsmarkt kommen.

Und sie entscheiden sich oft dagegen. Dabei sollen sie doch eigentlich Inklusion fördern. Das ist widersprüchlich.“

Raúl:

„Das sieht man auch daran, wie viele Menschen aus einer Werkstatt auf den ersten Arbeitsmarkt kommen. Das Fachwort ist: Eingliederungsquote. Weniger als 1 Prozent der Menschen aus Werkstätten finden einen Job. Das ist sehr wenig. Der Weg zum allgemeinen Arbeitsmarkt ist blockiert. Wie können wir das ändern?“

Joachim Radatz:

„Die behinderten Menschen haben ein Recht auf Leistungen. So können sie gut am Arbeitsleben teilnehmen. Manchmal bekommen sie die Leistungen nicht. Dann brauchen sie Hilfe, Bewilligungen zu bekommen. Dafür brauchen sie vielleicht einen Anwalt oder eine Anwältin. Dieser Anwalt oder diese Anwältin muss kostenlos sein. Das ist wichtig.

Für die Teilnahme am Arbeitsleben gibt es zum Teil auch schon Gesetze. Die UN-Behinderten-Rechts-Konvention ist zum Beispiel ein wichtiges Gesetz. Die UN-BRK fordert bestimmte Dinge. Diese Dinge müssen jetzt ein Teil von unserem Recht werden und wir müssen diese Dinge umsetzen.

Dann darf man aber keine verwertbare Arbeitsleistung fordern. Der Begriff verwertbare Arbeitsleistung schließt Menschen aus. Wir kämpfen für diese Veränderungen. Wir müssen auch jeden Tag gegen Ungerechtigkeit kämpfen. Rechte sind nur dann gut, wenn man sie auch durchsetzen kann.“

Raúl:

„Bei der Umsetzung von Teilhabe gibt es viele Probleme. Ich bin oft enttäuscht, weil wir nicht weiterkommen. Siehst du Hoffnung?“

Joachim Radatz:

„Ich bin Mitte 60. Ich habe die Veränderungen bei der Arbeit gesehen. Früher dachten viele, dass Chefs und Chefinnen Menschen mit Behinderung nicht einstellen wollen. Man gab ihnen die Schuld an der Situation. Heute sieht unser Verein das anders.

Man kann Chefs und Chefinnen finden, die Menschen mit Behinderung einstellen wollen. Das ist nicht schwer. Das Problem sind die strengen Regeln für Hilfe. Das Problem sind auch die Stellen, die diese Hilfe geben können. Trotzdem haben wir viel geschafft. Ich glaube, dass es weiterhin besser wird. Es geht zwar langsam voran, aber es tut sich was.“

Das System der Werkstätten für behinderte Menschen widerspricht sich

Warum ändert sich beim inklusiven Arbeitsmarkt nur wenig? Manchmal geht es sogar in die falsche Richtung. Zum Beispiel, wenn man immer mehr Werkstätten baut. Am Ende dieses Kapitels schaue ich nochmal genau hin.

Werkstätten für Menschen mit Behinderung haben bestimmte Pflichten. Das steht im Gesetz. Sie sollen Menschen mit Behinderung ausbilden. Sie sollen ihnen helfen, einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden.

Wir haben im Interview mit Joachim Radatz gesehen, dass das schwer ist. Denn die Werkstätten müssen auch Geld verdienen. Sie sind ein Teil der Wirtschaft. Die Werkstätten bekommen nur für bestimmte Dinge Geld vom Staat. Zum Beispiel für Fahrdienst, Jobcoaches und die Betreuer*innen. Das sind etwa 16.500 Euro im Jahr für jeden Beschäftigten der Werkstatt.

Alle anderen Kosten müssen die Werkstätten selbst verdienen. Die Werkstätten müssen zum Beispiel die Lohnkosten für Menschen mit Behinderung selbst zahlen.

Das bedeutet, dass die Werkstätten unter Druck stehen. Sie brauchen gute Arbeiter*innen, um ihre Aufträge erfüllen zu können.

Damit es viele Aufträge gibt, bekommen die Auftraggeber*innen Geld-Vorteile.

Unternehmen müssen weniger Steuern bezahlen, wenn sie einer Werkstatt für behinderte Menschen Aufträge geben. Und sie können die Kosten mit der Ausgleichsabgabe verrechnen.

Die Ausgleichsabgabe ist Geld. Dieses Geld muss ein Unternehmen bezahlen, wenn es keine Menschen mit Behinderung einstellt. Denn eigentlich müssen Unternehmen mindestens 5 Prozent ihrer Stellen mit behinderten Menschen besetzen.

Das steht im Gesetz.

Die Ausgleichsabgabe liegt zwischen 125 und 320 Euro pro Monat für jede nicht besetzte Stelle.

Die Integrations-Ämter bekommen das Geld.

Unternehmen können aber die Hälfte dieser Kosten sparen. Sie müssen dafür den Werkstätten Aufträge

geben. Das sind zum Beispiel Aufträge für die Produktion oder für Dienstleistungen. Die Unternehmen müssen dafür nur wenig bezahlen. Deshalb ist dieser Weg für die Unternehmen leichter, als behinderten Menschen einen Job zu geben.

Und es wird noch seltsamer. Es gibt auch staatliche Stellen, die Geld aus der Ausgleichsabgabe nehmen. Mit diesem Geld unterstützen sie die Werkstätten.

Es ist also schlecht für die Werkstätten, wenn sie den Menschen mit Behinderung auf den ersten Arbeitsmarkt helfen. Das bringt die Förderung der Werkstätten in Gefahr. Werkstätten, Firmen und der Staat bilden zusammen ein System. Für sie ist alles gut so, wie es ist. Sie alle wollen, dass das System so bleibt. Deshalb kommen wenige Arbeiter*innen aus Werkstätten auf den ersten Arbeitsmarkt.

Das ist verständlich.

Aber es ist nicht in Ordnung.

Wege in eine inklusive Arbeitswelt

Die Gesellschaft denkt, dass Werkstätten für behinderte Menschen gut sind. Aber sie helfen den behinderten Menschen nicht dabei, einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden. Durch Werkstätten werden Menschen von der Gesellschaft ausgeschlossen. Es ist ein Menschenrecht, am Arbeitsleben teilzunehmen. Wir wollen dieses Recht für Menschen mit Behinderung durchsetzen. Also müssen wir das System ändern. Es braucht eine große Reform. Hier sind einige Ideen und Wege für die Zukunft:

Einige Menschen fühlen sich in der Werkstatt besser als auf dem ersten Arbeitsmarkt. Das ist ihr Recht. Aber die Arbeit für Menschen mit Behinderung auf dem ersten Arbeitsmarkt muss auch besser werden. Dafür muss gesorgt werden.

Die Chefs und Chefinnen müssen mehr auf die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung achten. Und es sollte mehr Hilfe für Menschen mit Behinderung auf dem ersten Arbeitsmarkt geben. Das Fachwort ist Eingliederungshilfe.

Eine Eingliederungshilfe ist zum Beispiel das Budget für Arbeit. Das Budget für Arbeit sollte man öfter und besser nutzen.

Muss eine Werkstatt für behinderte Menschen wirtschaftlich sein? Darüber muss man nachdenken. Denn das schließt schwerbehinderte Menschen von den Werkstätten aus. Und die Werkstätten müssen Geld verdienen. Deshalb wollen sie ihre besten Arbeiter*innen nicht an andere Firmen vermitteln.

Die Arbeit von Menschen mit Behinderung in Werkstätten ist wichtig. Sie sollten wenigstens den Mindestlohn verdienen. Man muss die Rechte der Arbeiter*innen mehr beachten.

Wie sich die Werkstätten aktuell finanzieren, ist ein Problem. Es verhindert, dass die Arbeiter*innen einen Job auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt bekommen. Man muss das System verändern.

Arbeitgeber*innen sollten sich nicht mit der Ausgleichsabgabe von Inklusion freikaufen können. Es wäre besser, wenn Arbeitgeber*innen eine bestimmte

Anzahl von Menschen mit Behinderung einstellen müssen. Dabei sollte es keine Ausnahmen geben.

Die Arbeitgeber*innen sollten auch Geld bekommen, um Menschen besser auszubilden. So finden die Beschäftigten leichter einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt.

Einige Menschen mit Behinderung wollen einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt. Man muss sie besser unterstützen. Zum Beispiel bei der Suche nach Praktika und anderen Möglichkeiten, etwas zu lernen. Sie brauchen kostenlose Hilfe von Anwälten und Anwältinnen, zum Beispiel bei der Beantragung von Hilfen. Sie brauchen Hilfe dabei, Bewilligungen zu bekommen. Zum Beispiel für Leistungen, die bei der Arbeit helfen sollen.

Menschen mit Behinderung sollen lange auf dem ersten Arbeitsmarkt arbeiten können. Dabei soll die Werkstatt für behinderte Menschen helfen. Das Geld vom Staat muss das gleiche Ziel haben. Die Werkstätten müssen sich für das Geld an die Gesetze halten.

Selbstbestimmt leben?

„Nicht-behinderte Menschen haben auch das Recht, selbstbestimmt mit behinderten Menschen zusammenzuleben.“

Raúl

Im Jahr 2016 habe ich etwas ausprobiert. Ich habe mit einer Gruppe von Aktivisten und Aktivistinnen zusammengearbeitet. Die Gruppe heißt AbilityWatch. Diese Gruppe will Barrieren in Deutschland abbauen und Inklusion fördern. Sie zeigt, was schlecht läuft.

Die Gruppe wollte zeigen, was in Wohnheimen für behinderte Menschen passiert. Um der Gruppe zu helfen, bin ich für 5 Tage in ein Heim für Menschen mit Behinderung gezogen. Ich habe mich als jemand anderes ausgegeben. Niemand wusste, wer ich wirklich bin. Das nennt man auch: undercover.

Ich wollte den Leuten zeigen, wie es ist in einem Heim zu leben. Aber ich wusste, dass ich andere Erfahrungen gemacht habe. Denn manche Leute leben immer in diesen Heimen. Sie haben oft keine andere Wahl.

Meine Aktion hatte einen bestimmten Grund.
Es ging um das geplante Bundes-Teilhabe-Gesetz.
Dieses Gesetz sollte Menschen mit Behinderung mehr
Teilhabe ermöglichen.

Es gab gute und sinnvolle Änderungen.
Aber es gab auch Probleme mit dem Gesetz.
Es gibt eine wichtige Idee im Sozialgesetzbuch.
Diese Idee fehlt im Bundes-Teilhabe-Gesetz.
Die Idee heißt: ambulant vor stationär. Das heißt, dass
Menschen besser zu Hause betreut werden sollen.

Damit das klappt, sollen die Menschen zum Beispiel eine
Assistenzperson bekommen. Sie hilft den Menschen im
Alltag. Dann müssen sie nicht in einem Heim wohnen.

Im Bundes-Teilhabe-Gesetz fällt diese Idee weg.
Es geht dabei um die Kosten.
Vielleicht ist das Heim billiger als die Betreuung zu Hause.
Dann bezahlt der Staat nur noch so viel, wie für das Heim.
Das kann zu wenig sein, um eine Assistenzperson zu
bezahlen. Dann bleibt den Menschen mit Behinderung nur
eine Möglichkeit. Sie müssen dann in ein Heim.
Man prüft, ob es zumutbar ist.

Menschen mit Behinderung können dann nicht selbstständig wählen. Andere entscheiden über das Leben dieser Menschen. Seit 2020 unterscheidet man nicht mehr zwischen der Betreuung zu Hause und in einem Heim. Die gewünschte Wohnform soll beachtet werden. Aber die Menschen mit Behinderung können das nicht frei entscheiden. Es muss immer noch geprüft werden, ob es zumutbar ist. Was zumutbar ist, entscheiden andere.

Für meine Aktion ging ich in ein Heim für Menschen mit Behinderung. Ich gab mich als jemand anderes aus. Das Heim erinnerte an ein Krankenhaus oder Altersheim. Es war ungemütlich. Alles dort sollte einfach nur funktionieren.

Die Pflegepersonen waren nett, aber manchmal hatten sie keine Zeit. Das lag am Dienstplan. Manchmal gab es keine Zeit für selbstverständliche Dinge. Es gab 3 Pflegepersonen für 8 Bewohner*innen. Das war zu wenig.

Die Pflegepersonen hatten keine Zeit für persönliche Wünsche. Zum Beispiel sagten sie mir, ich sollte zwischen 21:30 Uhr und 22 Uhr schlafen gehen. Danach war es schwierig, Hilfe zu bekommen. Das lag am Schichtwechsel. Bei einem Schichtwechsel gehen Pflegepersonen nach

Hause. Andere Pflegepersonen kommen zur Arbeit. Vielleicht sind dann auch weniger Pflegepersonen da, zum Beispiel für die Nacht.

Ich hatte auch Probleme mit der Hilfe des Personals. Zum Beispiel musste ich lange auf Hilfe beim Toilettengang warten. Ich fragte immer wieder nach Hilfe dafür. Aber die Pfleger*innen waren mit anderen Dingen beschäftigt. Mir fehlte auch die Privatsphäre. Denn der Pfleger ließ die Tür offenstehen, wenn ich auf der Toilette war.

Ich war sehr abhängig in dem Heim. Zum Beispiel wollte ich manchmal einen Joghurt essen. Aber der Kühlschrank war abgeschlossen. Deshalb musste ich eine Pflegeperson bitten, mir den Kühlschrank zu öffnen. Ich konnte oft keine eigenen Entscheidungen treffen.

Die anderen Bewohner*innen hatten sich daran gewöhnt. Ein Bewohner wollte anders sitzen, weil es ihm unangenehm war. Die Pflegepersonen rauchten gerade. Sie wollten nicht gestört werden.

Ein Pfleger sagte:

“Für die Raucher ist das doof, wenn man gestört wird“.

Es war ihm egal, dass der Bewohner vielleicht Schmerzen hat.

Ich habe das Heim für Menschen mit Behinderung nicht als Gefängnis gesehen. Ich habe mich auch nicht unsicher gefühlt. Aber es gibt viele Fälle, wo behinderte Menschen in Heimen Gewalt erleben.

Am 28. April 2021 hat eine Pflegehelferin in Potsdam 4 behinderte Menschen getötet. Sie hat auch eine weitere Person schwer verletzt. Dafür hat sie ein Messer benutzt. Viele Menschen haben von der Tat gehört. Aber man hat so getan, als wäre es nicht so schlimm gewesen. Man tat so, als wäre das Leben von behinderten Personen nicht so wichtig.

Unser Projekt wollte herausfinden, wie groß das Problem in Deutschland ist. Das Projekt heißt #Ableismustötet. Wir haben viele Fälle von Gewalt gegen behinderte Menschen in Heimen aufgeschrieben und geprüft.

Es ging um alle Formen von Gewalt.

Es ging um direkte Gewalt von Personen.

Es ging auch darum, dass behinderte Menschen nicht respektiert werden. Es ging auch um Einschränkungen im Alltag, zum Beispiel Fremd-Bestimmung und Bevormundung. Das bedeutet: Man darf nicht selbst entscheiden. Die Pflegepersonen treffen einfach die Entscheidungen. Vielleicht möchte man aber etwas ganz anderes. Das ist strukturelle Gewalt. Strukturelle Gewalt macht direkte Gewalt leichter.

Es gibt ein Ungleichgewicht zwischen behinderten Bewohner*innen und Pflegepersonal. Das kann dazu führen, dass das Pflegepersonal seine Macht missbraucht. Aber das bedeutet nicht, dass alle Pflegepersonen Menschen mit Behinderung unterdrücken. Die meisten Pflegepersonen machen einen guten Job unter schwierigen Bedingungen. Das tun die Pflegepersonen jeden Tag. Sie bekommen dafür zu wenig Anerkennung.

Ich möchte aber auch klar sagen: Gewalt gegen Menschen mit Behinderung ist kein Einzelfall.

Es hängt oft damit zusammen, wie geschlossen die Systeme sind. Geschlossene Systeme sind hier zum Beispiel die Behinderten-Heime. Dort haben die Bewohner*innen meist nur wenig Freiheit und können

nur wenig mitbestimmen. Es gibt viele Regeln und die Bewohner*innen können wenig über ihr eigenes Leben entscheiden. Sie sind oft allein und haben wenig Kontakt zu anderen Menschen. Das macht es schwer, am Leben in der Gesellschaft teilzunehmen.

In den Medien sprechen meistens Menschen ohne Behinderung über diese Vorfälle. Das sind zum Beispiel Polizisten und Polizistinnen, Pfarrer*innen, Journalisten und Journalistinnen oder Pfleger*innen.

Aber die betroffenen behinderten Menschen kommen nicht zu Wort. Sie sollten auch gefragt werden.

Man kann Hilfe von anderen bekommen und trotzdem selbstbestimmt sein

Als ich im Heim für behinderte Menschen war, fühlte ich mich abhängig. Fremde Personen haben über mich bestimmt. Das war schwierig für mich. Es war ganz anders als mein normaler Alltag.

Ich lebe selbstständig in Berlin. Ich bekomme Hilfe von Assistenzpersonen. Sie sind bis zu 12 Stunden am Tag bei mir. Sie helfen mir beim Duschen, auf der Toilette, beim Kochen und beim Einkaufen.

Die Assistenzpersonen helfen mir auch beim Wäsche waschen und ins Kino gehen. Das sind Dinge, die ich wegen meiner Behinderung nicht allein machen kann.

Ich arbeite mit meinen Assistenzpersonen zusammen. Sie dienen mir nicht. Sie helfen mir, selbstständig zu sein. Ich sehe die Hilfe durch meine Assistenzpersonen ähnlich wie die Hilfe durch einen Rollstuhl.

Die Hilfe ist keine Krankenpflege. Sie ermöglicht mir ein selbstbestimmtes Leben. Deshalb benutze ich das Wort: Assistenz. Ich sage nicht: Pflegepersonal. Das ist anders als in meiner Situation im Heim für Menschen mit Behinderung.

In meinem Alltag kann ich alles selbst bestimmen. Auch, wann ich schlafen will. Ich muss mich nicht nach Dienstplänen richten. Ich kann selbst entscheiden, wann ich essen möchte. Ich suche mein Essen selbst aus. Ich entscheide selbst, was ich wann machen möchte. Ich Sorge dafür, dass meine Privatsphäre respektiert wird. Ich lebe in meinem eigenen Zuhause leben und nicht in einem Heim.

Ich bekomme Assistenz. Diese Hilfe bezahle ich mit dem Persönlichen Budget. Der Staat überweist das Geld direkt auf mein Konto. Das Budget bekommt man als behinderter oder chronisch kranker Mensch.

Die Höhe vom Persönlichen Budget ist verschieden. Es kommt darauf an, wie viel Hilfe man braucht. Das Persönliche Budget ist nicht nur für Pflege oder Assistenz. Man kann damit auch Hilfe für die Arbeit, für die Schule oder für das Studium bezahlen.

Das Persönliche Budget macht mich zum Arbeitgeber.
Ich kann Personal selbst einstellen. Aber es gibt ein
Problem: Man darf nur bis zu 63.630 Euro sparen, wenn
man ein hohes Persönliches Budget bekommt.
Früher waren es nur 2.600 Euro.

Viele behinderte oder chronisch kranke Menschen
brauchen ihr Leben lang Assistenz. Deshalb ist der
Freibetrag ungerecht. Wie sollen diese Menschen mit
einem Freibetrag von 50.000 Euro für ein Haus sparen?
Oder wie sollen sie für die Rente oder das Studium der
Kinder sparen?

Wenn man nur wenig Geld aus eigener Arbeit haben
darf, dann wird Armut bei Menschen mit Behinderung
schlimmer.

Das Bundes-Teilhabe-Gesetz hilft ein bisschen, aber
nicht genug. Das Bundes-Teilhabe-Gesetz hat 2018 eine
gute Änderung gebracht. Es gibt jetzt eine Beratung für
Menschen mit Behinderung. Sie hilft beim Umgang mit
Reha-Trägern und Leistungs-Erbringern.

Die Beratung heißt Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung. Die Abkürzung ist EUTB.

Die Beratung ist unabhängig. Sie hilft nur der Person, die Hilfe sucht. Man bekommt dort auch Peer-Beratung. Das heißt, dass behinderte Menschen Beratung von anderen Menschen mit Behinderung bekommen. Diese Berater*innen können ihre Erfahrungen teilen. Sie sind Fachpersonen für ihre eigene Situation.

Es gibt über 500 EUTB-Stellen. Sie helfen zum Beispiel, wenn man einen Schwerbehinderten-Ausweis beantragen will. Sie informieren auch zum Thema Arbeit. Oder sie helfen, ein Persönliches Budget zu planen. Sie dürfen aber bei rechtlichen Dingen nicht helfen. Zum Beispiel, wenn eine Leistung nicht bewilligt wird. Dann hilft die EUTB nicht bei der Klage.

Die EUTB will Menschen mit Behinderung helfen. Sie sollen dabei selbst über ihr Leben entscheiden. Das Wort dafür ist: Selbstbestimmung. Aber in der deutschen Übersetzung der UN-Behinderten-Rechts-Konvention steht das Wort Selbstbestimmung nicht.

In der UN-Behinderten-Rechts-Konvention stehen die Wörter Independence und Independent Living. Das ist Englisch für: Unabhängigkeit, unabhängige Lebensführung.

Unabhängige Lebensführung bedeutet, dass Menschen mit Behinderung ihr Leben selbstständig leben können.

Das Wort Independent Living hat eine besondere Geschichte. Es ist seit den 1960er- und 1970er-Jahren das wichtigste Ziel der Behinderten-Rechts-Bewegung.

Diese Bewegung ist in den USA entstanden.

Sie war ein Teil von der Bürger-Rechts-Bewegung.

In Deutschland heißt diese Bewegung:

Selbstbestimmt-Leben-Bewegung.

Darüber werden wir noch später sprechen.

Es gibt eine Übersetzung der UN-Behinderten-Rechts-Konvention, die besser sein soll. In dieser Übersetzung kommt das Wort Selbstbestimmung oft vor. Es geht um Themen wie Barrierefreiheit, persönliche Mobilität und Rehabilitation.

Artikel 19 heißt in dieser Übersetzung sogar: Selbstbestimmt leben und Einbeziehung in die Gemeinschaft.

Die Umsetzung der UN-Behinderten-Rechts-Konvention soll besser werden. Menschen mit Behinderung sollen selbstbestimmt leben können. Das ist bei allen offenen Fragen zur Inklusion wichtig.

Ich habe mit Theresia Degener gesprochen. Sie hat bei der UN-BRK mitgearbeitet. Sie hat sich in Deutschland stark für Inklusion eingesetzt. Das Thema Selbstbestimmung ist ihr wichtig. Im Gespräch hat sie ihre Meinung zur Umsetzung der UN-BRK gesagt. Sie hat auch auf wichtige soziale Fragen geantwortet.

„Das System besser wieder aufbauen“ – Theresia Degener

Theresia Degener ist Juristin und Professorin in Bochum.
Sie unterrichtet Recht und Disability Studies.
Disability Studies ist ein englisches Fachwort.
Es bedeutet: Studien zu Behinderungen.
Das ist eine Wissenschaft.

Um diese Themen geht es in den Disability Studies:

- Menschen mit Behinderung,
- die Gesellschaft und
- wie behinderte Menschen in der Gesellschaft leben.

Theresia Degener hat als Aktivistin den deutschen Staat verklagt. Das war beim Krüppel-Tribunal.
Das Krüppel-Tribunal war eine Veranstaltung um das Jahr 1980 herum in Deutschland. Dort haben Menschen mit Behinderung über Diskriminierung gesprochen.

Die behinderten Menschen wollten, dass alle auf ihre Rechte achten. Sie wollten auch, dass sich ihre Situation verbessert. Sie haben sich selbst den Namen Krüppel-Tribunal gegeben.

Raúl:

„Liebe Theresia. Du hast für Deutschland an der UN-Behinderten-Rechts-Konvention mitgearbeitet. Wie siehst du die Lage in Deutschland? Ist die UN-BRK umgesetzt worden?“

Theresia Degener:

„Wir haben schon viel erreicht mit der UN-BRK. Aber es gibt noch viele Probleme in Deutschland. Zum einen sind viele Menschen mit Behinderung von anderen Menschen getrennt. Das passiert durch Schulen und andere Einrichtungen für behinderte Menschen.

Das Fachwort ist: Segregation.

Bei uns gibt es noch viele Sonderschulen.

In Deutschland gibt es diese Trennung mehr als in anderen Ländern auf der Welt. Das betrifft vor allem Menschen mit Lernschwierigkeiten und Mehrfach-Behinderungen.

Zum anderen passt unser Betreuungs-Recht nicht zur UN-BRK. Dabei geht es zum Beispiel um Zwangs-Behandlung. Bei einer Zwangs-Behandlung hat eine Person einer ärztlichen Behandlung oder Untersuchung nicht zugestimmt.

Der Arzt oder die Ärztin behandelt die Person gegen ihren Willen.

Und es geht um die fremdbestimmte Stellvertretung.

Das bedeutet, dass eine andere Person

Entscheidungen für einen behinderten Menschen trifft.

Diese Person handelt dann im Namen des behinderten

Menschen. Das passiert, wenn ein behinderter

Mensch nicht allein Entscheidungen treffen kann.

Ein Beispiel ist eine Betreuerin, die Verträge

unterschreibt. Ich hoffe, dass wir die fremdbestimmte

Stellvertretung bald ändern können.

Die UN-BRK gibt es schon viele Jahre. Aber es gibt in

Deutschland immer noch Strukturen, die Menschen

mit Behinderung benachteiligen. Und es gibt

Strukturen, die behinderte Menschen von anderen

trennen.“

Raúl:

„Ja, es gibt Strukturen, die Menschen mit Behinderung

von anderen Menschen trennen. Diese Strukturen

müssen wir abbauen. Das steht in der UN-BRK.

Aber es passiert noch zu wenig und niemand

kontrolliert die Länder.

Das kritisiert der UN-Fachausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderung.

Warum ist es in Deutschland so schwer, alle Menschen gleich zu behandeln?“

Theresia Degener:

„Dafür gibt es mehrere Gründe.

Ein wichtiger Grund ist, dass behinderte Menschen in Deutschland oft ausgegrenzt wurden. Das hat eine lange Geschichte und ist tief in unserer Kultur verankert. Es ist auch tief in unserer Wirtschaft und Politik verankert.

Es gab eine schlimme Zeit, in der Menschen mit Behinderung getötet wurden. Man hat gesagt, dass Menschen mit Behinderung nicht lebenswert sind. Diese Zeit wirkt noch nach. Das sieht man in unserer Kultur und Gesellschaft. Wir denken heute anders als im National-Sozialismus. Aber wir müssen uns immer wieder daran erinnern. Wir müssen uns weiter damit auseinandersetzen.“

Raúl:

„So etwas wie im National-Sozialismus darf nicht wieder passieren. Deshalb wurde nach dem Zweiten

Weltkrieg die Wohlfahrt ausgebaut. Die Wohlfahrts-Verbände sollten mehr für das Wohl der Menschen tun. Das Ziel war, dass alle Menschen gleich sind und genug zum Leben haben. So wollte man verhindern, dass wieder extreme politische Ideen wie Faschismus entstehen.

Damals dachten viele, das ist eine gute Idee. Aber ich glaube, die Wohlfahrts-Verbände machen heute viele Probleme bei der Inklusion.“

Theresia Degener:

„Die Wohlfahrts-Verbände in Deutschland sind Teil der sozialen Wirtschaft. Das verhindert Inklusion in Deutschland. Die Wohlfahrts-Verbände nutzen Orte, wo Menschen mit Behinderung schon immer von anderen getrennt waren. Und die Wohlfahrts-Verbände schaffen neue Orte, wo Menschen mit Behinderung getrennt sind. Einige große Wohnheime und Werkstätten werden kleiner. Aber es geht nicht nur um die Gebäude.

Es geht um die Regeln in den Gebäuden.

Es geht um die Rechte der Menschen, die dort leben und arbeiten. Es geht auch um die Meinung der Leute, die diese Orte unbedingt weiter nutzen wollen.

Wir wissen das durch die Forschung über die Inklusion.
Wir wissen das auch durch die Selbstbestimmt-Leben-
Forschung. Sie baut auf den Menschen-Rechten auf.
Das Gleiche zeigen auch die Disability Studies.
Es gibt zu wenig Angebote für Menschen mit
Behinderung, die bei einem selbstbestimmten
Leben helfen. Deshalb denken viele Familien: Die
Wohnheime, Werkstätten und Sonderschulen sind das
Beste für Menschen mit Behinderung.“

Raúl:

„Die Wohnheime, Werkstätten und Sonderschulen
sind oft schlecht für Menschen mit Behinderung. Viele
Studien zeigen das.
Du hast mal gesagt: Man kommt behinderter aus
Sonderschulen raus, als man reingekommen ist.“

Theresia Degener:

„Ich denke, das gilt auch für Wohnheime und
Werkstätten. In der Psychologie gibt es die Idee der
„Erlernen Hilfslosigkeit“. Erlernte Hilfslosigkeit ist,
wenn jemand aufhört, das eigene Leben zu gestalten.
Das passiert, wenn jemand oft erlebt hat, dass
seine eigene Anstrengung nichts bringt. In diesen

Einrichtungen kann man von verordneter Hilflosigkeit sprechen. Das bedeutet: In den Einrichtungen wird einem vorgeschrieben, dass man hilflos sein soll.“

Raúl:

„Du hast keine Arme. Du wolltest als Kind keine Prothesen. Deshalb musstest du als Kind ins Heim. Du weißt also, wie es ist, im Heim zu leben.

Vor einigen Jahren habe ich das 5 Tage lang probiert. Dabei haben andere über mich bestimmt. Ich konnte sehr wenig selbst entscheiden.

Das war ein Schock für mich!

Oft können die Menschen dort nicht mal entscheiden, mit wem sie zusammenleben.“

Theresia Degener:

„Der Artikel 19 der UN-BRK sagt: jeder Mensch darf selbst bestimmen, wie er lebt. Das steht auch in unserem Sozialgesetzbuch. Aber Menschen mit Behinderung können in einem Heim nicht selbstbestimmt leben.

Bei der Europäischen Kommission gibt es eine Gruppe von Fachleuten. Sie arbeitet zum Thema Deinstitutionalisierung.

Dabei ziehen Menschen aus großen Einrichtungen in kleine Wohnhäuser. Diese Wohnhäuser gehören nicht zu einem Heim dazu.

Die Arbeits-Gruppe für Deinstitutionalisierung hat vor einigen Jahren gute Regeln gemacht. Eine Regel ist: Wenn mehr als 4 Menschen zusammenwohnen, dann müssen sie sich ihre Mitbewohner*innen aussuchen können. Das ist wichtig für die Selbstbestimmung.

Wenn die Menschen das nicht dürfen, muss man die Einrichtung Heim nennen.

Ich denke, dass es nicht um die Anzahl der Menschen geht. Es geht um die freie Wahl. Deshalb finde ich den Vergleich von Behinderten-Einrichtungen mit Wohnheimen für Studenten und Studentinnen schlecht. Studenten und Studentinnen können frei wählen, wo und mit wem sie leben wollen. Niemand würde Wohnheime für Studenten und Studentinnen als Dauerlösung sehen.

Ich kann mir vorstellen, dass Wohnheime für behinderte Menschen auch in der Zukunft noch wichtig sind. Aber es muss klar sein, dass das immer nur Übergangs-Lösungen sein können.

Das Wohnen in einem Heim für Menschen mit Behinderung muss ein bestimmtes Ziel haben.

Man muss dieses Ziel in einer bestimmten Zeit erreichen können. Danach soll man wieder woanders wohnen können.

So wie es bei einem Studenten-Wohnheim ist.

Man kann dann zum Beispiel in eine weitere Einrichtung zur Rehabilitation umziehen.

Diese Einrichtung sollte Menschen mit Behinderung helfen, wieder selbstbestimmt zu leben.“

Raúl:

„Die Angehörigen von Menschen mit schweren oder Mehrfach-Behinderungen haben oft keine Wahl.

Du sagst, dass es wenig andere Möglichkeiten gibt als Heime. Wie kann man das politisch ändern?“

Theresia Degener:

„Angehörige, die sich um behinderte Menschen kümmern, müssen unterstützt werden. Viele Frauen machen diese Arbeit. Das Fachwort ist: Care-Arbeit. Manchmal ist diese Arbeit sehr hart.

Diese Frauen müssen das Recht haben, mit ihren behinderten Familien-Mitgliedern zu Hause zu leben.

Sie müssen dabei auch ihre eigenen Interessen behalten können.

Die Politik muss Eltern und Familien dabei besser helfen.

Ein zweiter Vorschlag ist eine Änderung im Gesetz. Das Wirtschafts-Recht muss auch für soziale Verbände gelten. Dabei darf es keine Ausnahmen geben.

Man kann neue Ideen nur schwer umsetzen, wenn soziale Verbände als gemeinnützig gelten. Wenn sie als gemeinnützig gelten, dann müssen sie bestimmte Regeln nicht einhalten. Das können zum Beispiel Regeln gegen Diskriminierung sein. Diese Regeln gelten dann für die sozialen Verbände nicht. Sie gelten aber für Wirtschafts-Unternehmen.

Es gibt große Veränderungen, zum Beispiel den Atom-Ausstieg und den Kampf gegen den Klima-Wandel. Dafür muss man sich anstrengen.

In der Politik für Menschen mit Behinderung strengt man sich nur wenig an.

Die Sozialverbände wollen nichts ändern.“

Raúl:

„Manche Menschen sind gegen Inklusion.

Sie haben zum Beispiel Angst, dass die Änderungen zu viel Geld kosten.“

Theresia Degener:

„Viele Studien zeigen etwas anderes. Inklusion ist insgesamt günstiger für die Gesellschaft. Wir können uns keine 2 Systeme leisten.

Wir müssen das Geld also anders verteilen.

Stecken wir weiter Geld in Heime, dann können wir kein selbstbestimmtes Leben bezahlen.

Manche denken, dass Menschen mit Behinderung ohne Heime auf der Straße leben müssen.

Das stimmt nicht. Es gibt gute Pläne, wie man Heime abschaffen kann. Man muss die Finanzierung von Heimen langsam abbauen. Man muss den Menschen mit Behinderung helfen, in Wohnungen nahe der Gemeinde zu leben. So kann man das menschlich umsetzen.“

Raúl:

„Wenn man Behinderten-Einrichtungen schließt, dann betrifft das tausende Mitarbeiter*innen.“

Theresia Degener:

„Vielleicht wollen oder können manche Menschen nicht bei der Deinstitutionalisierung mitmachen.

Man sollte diese Menschen nicht zwingen.

Wir brauchen gute Programme für diese Menschen.
Wenn wir das System wirklich ändern wollen, dann
müssen alle Beteiligten bereit sein.
Wissen, Fähigkeiten und Motivation sind wichtig für
Veränderungen. Ich glaube, Menschen in Wohlfahrts-
Verbänden wollen helfen. Aber sie kennen nur die
Art von Hilfe, die das System vorgibt. Mit dieser Hilfe
bevormundet man aber Menschen mit Behinderung.
Wir müssen neue Wege gehen.
So schaffen wir mehr Freiheit.
Ich habe das schon mit anderen großen Problemen
verglichen. Ein Beispiel ist der Klimaschutz.
Wenn dort etwas Schlimmes passiert, dann müssen
wir daraus lernen.
Die Idee ist: Besser wieder aufbauen.
Der Spruch kommt aus dem Englischen.
Dort heißt er: Build back better.

Wir müssen aus Fehlern lernen. Dann müssen wir
bessere Regeln für die Zukunft machen.
So können wir etwas ändern.
Es geht nicht nur um kleine Verbesserungen in den
Einrichtungen. Wir müssen das System ändern.
Denn die Einrichtungen sind diskriminierend.

Wenn wir nur kleine Verbesserungen machen, bleiben die Einrichtungen länger bestehen.

Ich sage immer:

Wir dürfen nicht die Käfige vergolden.

Damit meine ich: Wir müssen dafür sorgen, dass die behinderten Menschen selbstbestimmt leben können.

In den Einrichtungen können sie das oft nicht.

Auch wenn die Einrichtungen auf den ersten Blick vielleicht schön aussehen.

Wir haben noch viel Arbeit in der Behinderten-Politik.

Aber ich habe Hoffnung. Bei der Umsetzung der UN-BRK hat sich schon viel verbessert.

Die Inklusion wird weiter vorankommen.

Jetzt haben wir die Chance, etwas zu ändern.

Das System ist schlecht. Aber wir können darauf aufbauen. Wir können Dinge besser machen.“

Was bedeutet Selbstbestimmung in der Politik?

Um das Jahr 1970 gab es die UN-Behinderten-Rechts-Konvention noch nicht. Zu dieser Zeit entstand eine Bewegung in Deutschland. Die Bewegung kämpfte aktiv gegen die schlechte Behandlung von Menschen mit Behinderung. Dadurch hat sich das Leben von Menschen mit Behinderung stark verbessert. Die Bewegung nannte sich selbst Krüppel-Bewegung.

Das Wort Krüppel ist eigentlich ein Schimpfwort für Menschen mit körperlichen Behinderungen. Die Bewegung hat das Wort selbstbewusst benutzt. Sie wollte damit der Gesellschaft etwas zeigen. Dabei hatte die Bewegung keine Angst.

Die Bewegung sagte dazu:

„Wir nennen uns selbst Krüppel. Damit sagen wir, was andere Menschen nur denken. Das Wort Krüppel zeigt, dass es Unterschiede in der Macht gibt. Das Wort behindert macht das nicht so deutlich. Es klingt netter.“

Die Bewegung kritisierte dadurch die Gesellschaft. Das hat dazu beigetragen, dass sich Menschen mit Behinderung politisch organisieren konnten.

Das Problem war, wie die Gesellschaft mit behinderten Menschen umging. Denn die Gesellschaft benachteiligte diese Menschen. Deshalb haben die behinderten Menschen politische Gruppen gegründet und Demonstrationen organisiert. Sie haben Straßenblockaden und Hausbesetzungen gemacht. Sie haben Slogans benutzt, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Ein Beispiel ist: „Jedem Krüppel seinen Knüppel.“

Das sollte nicht zu Gewalt aufrufen, sondern Menschen mit Behinderungen politisch aktiv machen. Die Idee dahinter war: Die Gesellschaft ändert sich nur, wenn wir sie ändern und unsere Rechte durchsetzen.

Ein wichtiger Punkt war das Krüppel-Tribunal.

Theresia Degener spielte darin eine große Rolle.

Beim Krüppel-Tribunal haben Menschen mit Behinderungen andere verklagt. Sie haben gesagt, dass diese anderen sie unfair behandeln.

15 Krüppel-Gruppen haben die Bundesregierung und verschiedene Institutionen verklagt.

Das war im Jahr 1981.

Die Klage war öffentlich.

Die Menschen mit Behinderung kritisierten, dass sie benachteiligt wurden. Sie wurden von nicht-behinderten Menschen getrennt und konnten nicht selbst bestimmen.

Das Krüppel-Tribunal hat nicht sofort zu großen Veränderungen geführt. Aber es hat auf wichtige Probleme hingewiesen. Diese Probleme sind heute noch wichtig für Menschen mit Behinderung. Und sie sind Menschen wichtig, die sich für Menschen-Rechte einsetzen.

Horst Frehe hat bei der Krüppel-Bewegung mitgemacht. Er hat die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung mitgegründet. Wie wichtig ist es, dass Menschen mit Behinderung eine politische Meinung entwickeln? Wie können wir erreichen, dass alle Menschen mit Behinderung politisch vertreten sind und mitmachen können? Darüber habe ich mit Horst Frehe gesprochen.

„Wir können Inklusion nur mit mehr Selbstvertretung schaffen“ – Horst Frehe

Horst Frehe ist ein Aktivist für Menschen mit Behinderung und für die Gesellschaft. Er war bei der Krüppel-Bewegung dabei. Aktuell macht Horst Frehe bei der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung mit.

Er war 16 Jahre lang Richter am Sozialgericht.

Außerdem unterrichtet er an vielen Universitäten.

Horst Frehe war auch Politiker. Er war Abgeordneter in Bremen für die Partei Bündnis 90/DIE GRÜNEN.

Er war auch Staatsrat in der Regierungsstelle für Soziales.

Raúl:

„Lieber Horst, du hattest mit 15 Jahren einen Unfall. Seitdem kannst du deine Beine nicht mehr bewegen. Das heißt: Du bist querschnittgelähmt. Du hast nach dem Unfall eine Reha gemacht. Was hast du dort gelernt?“

Horst Frehe:

„In der Reha habe ich verstanden, dass ich 2 Möglichkeiten habe.“

Ich kann mein Leben in die Hand nehmen und kämpfen. Oder ich kann aufgeben.“

Raúl:

„Du hast dich für den Kampf entschieden. Bei diesem Kampf ging es nicht nur um dich. Es ging auch um eine größere Sache in der Gesellschaft.“

Horst Frehe:

„Ich bin ein Mensch mit Behinderung. Aber ich bin noch viel mehr. Mir ist wichtig, dass man das sieht. Die Politik für Menschen mit Behinderung ist Teil einer großen Veränderung in der Gesellschaft. Dabei ist die Sozial-Politik besonders wichtig. Und die Menschen-Rechte sind wichtig.“

Raúl:

„Wie hast du dich politisch entwickelt?“

Horst Frehe:

„Dabei war etwas besonders wichtig. Ich habe mit Franz Christoph eine Idee entwickelt. Wir nennen diese Idee Krüppel-Standpunkt. Die Idee ist: Menschen mit Behinderung müssen sich gegen die Gesellschaft

stellen. Nur dann werden sie nicht mehr unterdrückt. Menschen mit Behinderung sollen sich nicht an Menschen ohne Behinderung orientieren. Stattdessen müssen sie sich mit ihren eigenen Schwächen auseinandersetzen. Dazu gehört auch, dass sie sich von anderen abgrenzen.

Das geht mit Gruppen wie den Krüppel-Gruppen. In diese Gruppen dürfen nur Menschen mit Behinderung. Menschen ohne Behinderung werden ausgeschlossen.“

Raúl:

„Ist die Behinderten-Bewegung mit der Selbstfindung fertig? Oder brauchen wir auch heute diese Abgrenzung?“

Horst Frehe:

„Menschen mit Behinderung sollten sich von den Anforderungen der Nicht-Behinderten lösen. Das ist immer wichtig. Menschen mit Behinderung sollten sich in sicheren Räumen treffen. So können sie ihre eigene Meinung entwickeln und ihre bisherigen Ansichten überdenken. Zum Beispiel, wenn sie unbewusst die Meinung der Mehrheit übernommen haben.

Diese Meinung kann die Selbstbestimmung und Inklusion der Menschen mit Behinderung schwieriger machen. Ich bin schon lange politisch aktiv. Für mich ist dieser Prozess abgeschlossen. Aber die ganze Gesellschaft muss diesen Prozess immer wieder neu durchlaufen.“

Raúl:

„Braucht die Behinderten-Bewegung auch solche sicheren Orte?“

Horst Frehe:

„Man braucht diese sicheren Orte auf jeden Fall. Sie sind wichtig, wenn man besondere Themen besprechen will. Zum Beispiel, wenn es um sexuelle Themen geht. Auch Frauen mit Behinderung wollen Sex haben, der für sie gut ist. Aber was heißt das? Was ist dabei wichtig? Das sollten nur die Frauen mit Behinderung besprechen und bestimmen. Dabei sollten keine Frauen ohne Behinderung mitreden und auch keine Männer. Frauen mit Behinderung sollten bestimmen können, wie sie sein wollen. Das heißt, sie sollten ein eigenes Selbstbild entwickeln.“

Raúl:

„Durch die Abgrenzung entwickelt man ein Selbstbild.
Wie wirkt das dann in der Politik?“

Horst Frehe:

„So hat sich die Selbstvertretung entwickelt.
Behinderte Menschen müssen für ihre Rechte
kämpfen. Nur so können ihre Interessen beachtet und
sicher umgesetzt werden. Es sollen mehr behinderte
Menschen in den Parlamenten sein. Ich war 4 Jahre
lang in der Bremischen Bürgerschaft tätig.
Dabei habe ich gesehen, wie wichtig diese Vertretung
ist. Es gab zum Beispiel in Bremen eine Diskussion
über barrierefreie Busse. Am Ende haben wir erreicht,
dass man nur noch barrierefreie Busse kaufen darf.
Ich konnte den Leuten erklären, wieso das wichtig ist.
Ich konnte es ihnen praktisch zeigen.“

Raúl:

„Brauchen wir eine feste Zahl von Politikern und
Politikerinnen mit Behinderung?
Das Fachwort ist Quote.
Ich bin unsicher, ob das gut für Menschen mit
Behinderung ist. Vielleicht geht es dann nur darum,

eine behinderte Person zu zeigen. Dann sieht es nur so aus, als wäre die behinderte Person wirklich dabei. Sie soll gar nicht an den wichtigen Themen arbeiten. Das nennt man Tokenismus. Man tut also nur so, als ob man Inklusion fördert. Es reicht aber nicht, behinderte Personen in die Parlamente zu bringen. Diese Menschen müssen den Job auch gut machen.“

Horst Frehe:

„Es gibt zu wenig gut ausgebildete Politiker*innen mit Behinderung. Ich denke, dass Beratung helfen kann. Dadurch könnte man Menschen mit Behinderung besser ausbilden.

Ich arbeite in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Die Bewegung setzt sich für Selbstbestimmung, Inklusion und Empowerment ein. Die Ideen für diese Bewegung kamen aus den USA. Dort heißt die Bewegung Independent-Living-Bewegung.

Es geht nicht nur um bessere Sozialleistungen. Es geht um gleiche Rechte und gegen Diskriminierung. Das ist auch heute noch wichtig für Menschen mit Behinderung in der Politik.“

Raúl:

„Menschen mit Lernschwierigkeiten durften bei der Bundestagswahl 2021 zum ersten Mal wählen. Das hat das Verwaltungs-Gericht entschieden. Aber viele Menschen ohne Behinderung und sogar Familien-Mitglieder haben Zweifel. Sie glauben nicht, dass diese Menschen eine gute Wahl treffen können. Die politische Teilhabe von Menschen mit Lernschwierigkeiten ist also immer noch ein Problem. Wie können wir das lösen?“

Horst Frehe:

„Die Menschen sollen zusammenhalten. Sie sollen sich gegenseitig helfen. Das Fachwort ist Solidarität. Solidarität heißt auch, dass niemand ausgeschlossen wird. Deshalb sollen Menschen mit Lernschwierigkeiten auch wählen dürfen. Es muss Infos zur Wahl und zu den Parteien geben, die jeder versteht. Das heißt, es muss die Infos auch in Leichter Sprache geben. Viele Eltern ohne Behinderung denken, sie wissen am besten, was gut für ihr Kind ist. Ich verstehe, dass die Eltern ihr Kind schützen wollen. Aber das kann das Kind daran hindern, selbst zu entscheiden.

Das ist ein Problem. Menschen müssen auch selbstbestimmt sein dürfen, wenn sie viel Hilfe brauchen. Das gilt auch für Menschen mit sehr schweren Behinderungen.

Diese Menschen können vielleicht nicht allein wählen. Aber wir können sie besser unterstützen als die eigenen Eltern das vielleicht können.“

Raúl:

„Ich habe eine Idee, die vielleicht nicht alle gut finden. Manche Menschen haben ähnlich schlechte Erfahrungen gemacht, wie Menschen mit Behinderung. Es geht zum Beispiel um Menschen, die diskriminiert wurden. Diese Menschen können Menschen mit starken Lernschwierigkeiten besser verstehen. Für die Familien-Mitglieder von den Menschen mit Lernschwierigkeiten ist das oft schwer. Die anderen diskriminierten Menschen wissen aber selbst, wie sich Fremdbestimmung anfühlt.“

Horst Frehe:

„Manchmal denken nicht-behinderte Menschen, sie müssen Menschen mit Behinderung schützen. Sie fühlen sich dann oft besser als die Menschen mit

Behinderung. Das ist aber nicht richtig. Natürlich müssen wir die Menschen schützen, die sich nicht selbst schützen können. Aber Familien-Mitglieder haben oft Vorurteile. Das trennt Menschen mit Behinderung von der Gesellschaft.

Man kann diese Probleme nur durch Selbstvertretung lösen. Menschen mit Behinderung müssen selbst entscheiden können. Sie müssen in allen Bereichen der Gesellschaft mitmachen können. Menschen mit Behinderung müssen in der Politik sein. Sie müssen dort Erfolge haben. So können sie die alten Strukturen abbauen. Das ist eine große Veränderung in der Gesellschaft.

Die Behinderten-Bewegung kann diese Veränderung mitgestalten. Wir müssen politisch sein. Wir müssen zusammenhalten. Wir müssen im Alltag und in den Parlamenten für unsere Rechte kämpfen.

Dafür müssen wir mit nicht-behinderten Menschen reden.

Wir müssen uns aber auch sichere Orte schaffen und sie erhalten. Nur so kann sich etwas ändern.

Nur so können wir etwas ändern.“

„Man darf nicht immer sagen, dass etwas nicht geht.“ – Raúl

Ich besuche oft Schulen und spreche mit Kindern, die eine Behinderung haben. Wir sprechen über ihre Selbstwahrnehmung und wir sprechen darüber, wie wichtig Selbstbestimmung ist. Ich frage die Kinder oft, was sie später mal werden wollen.

Einmal war ich bei der Eröffnung einer Schule. Dort meldete sich ein Mädchen. Es war vielleicht 14 Jahre. Es sagte sofort, dass es Turnier-Reiterin werden will. Sie wollte also so gut auf einem Pferd reiten, dass sie an Wettkämpfen teilnehmen kann. Das Mädchen hatte also schon früh einen klaren Wunsch für seine Zukunft. Ich wollte das Mädchen unterstützen. Ich wollte weiter nachfragen. Aber das Mädchen hat gleich weitergeredet. Es sagte, dass es Probleme mit dem Rücken hat. Ärzte und Ärztinnen, Lehrer*innen und seine Eltern haben dem Mädchen gesagt, dass es keine Reiterin werden kann. Das geht wegen der Behinderung nicht. Das haben ihm andere gesagt. Das hat mich traurig gemacht.

Vielleicht hat mich das so berührt, weil ich an meine Jugend dachte. Ich musste dem Mädchen in dieser Situation also sagen: „Du entscheidest, was du kannst. Niemand sonst kann das entscheiden.

Du liebst Pferde, aber du kannst nicht reiten?

Dann versuche trotzdem, nahe bei Pferden zu sein.

Du kannst trotzdem etwas in diesem Bereich machen“.

Viele Leute denken, dass etwas nicht geht.

Das hören junge Menschen mit Behinderung oft.

Sie bekommen das schon früh mit.

Und vielleicht glauben sie es dann sogar.

Aber wie sollen sie dann selbstbestimmt leben?

Wie sollen sie sich entwickeln können?

Man sollte natürlich auch überlegen, was wirklich geht und was nicht. Nicht jeder Mensch mit Behinderung kann jeden Beruf machen. Zum Beispiel kann nicht jeder Mensch mit Behinderung Reiter*in, Dachdecker*in und Astronaut*in werden. Aber den Wunsch eines Menschen mit Behinderung muss man ernst nehmen. Man muss ihn dabei unterstützen, sein Ziel zu erreichen. Es geht dabei nicht nur um Arbeit. Es geht um alle Bereiche im Leben.

Wir brauchen kreative Pläne für die Zukunft.
Wir brauchen Empowerment und Wertschätzung.
Wir müssen weg von der Bevormundung.
Viele denken: Das geht nicht.
Dieses Denken müssen wir bekämpfen.
Dafür brauchen wir neue Wege.

Ich habe einen Weg gefunden. Der Weg heißt Persönliche Zukunfts-Planung. Dieser Weg kann Menschen mit und ohne Behinderung helfen. Er hilft dabei, einen eigenen Lebensplan zu finden. Ich habe mit Leuten des Netzwerks Persönliche Zukunfts-Planung e. V. gesprochen. Wir haben darüber geredet, wie dieser Weg funktioniert und wir haben darüber geredet, wie die Persönliche Zukunfts-Planung Menschen mit Behinderung unterstützt.

„Man muss sich selbst einen Plan für sein Leben machen“ – Netzwerk Persönliche Zukunfts-Planung e. V.

Im Netzwerk Persönliche Zukunfts-Planung e. V. sind Menschen und Organisationen aus 4 Ländern. Die Länder sind Deutschland, Österreich, die Schweiz und Italien. Die Gruppe will die Idee der Persönlichen Zukunfts-Planung umsetzen und verbessern.

Die Sprecher*innen des Netzwerks sind:

Carolin Emrich:

Sie ist Vorstand des Netzwerks. Carolin Emrich ist auch Moderatorin für Zukunfts-Planungen. Das heißt: Sie leitet die Gespräche in der Gruppe und sie bringt anderen Menschen die Zukunfts-Planung bei. Das Fachwort dafür ist Dozentin.

Nicolette Blok:

Sie moderiert Zukunfts-Planungen und ist Dozentin. Sie hat einen Sohn, der Unterstützung braucht.

Ellen Keune:

Sie gehört zu den Personen, die das Netzwerk koordinieren. Außerdem ist sie Selbstvertreterin und unterrichtet an einer Heilerziehungspflege-Schule.

Max Kilian Steffens:

Er gehört auch zu den Personen, die das Netzwerk koordinieren. Er ist auch ein Selbstvertreter.

Raúl:

„Hallo an alle. Menschen mit Behinderung sollen selbstbestimmt leben können. Ich denke, dabei kann die Persönliche Zukunfts-Planung helfen.

Ich möchte mehr darüber lernen. Denn die Menschen mit Behinderung werden dabei nicht eingeschränkt oder bevormundet.

Was ist die Persönliche Zukunfts-Planung.

Wie ist sie entstanden?“

Carolin Emrich:

„Die Idee der Persönlichen Zukunfts-Planung kommt aus den USA und Kanada. Dort haben Menschen schon ab dem Jahr 1980 nach Wegen gesucht, ihr Leben besser zu bestimmen.

Die Idee ist, dass jeder Mensch viele Möglichkeiten und Stärken hat. Jeder Mensch soll einen sicheren Ort haben, um über seine Zukunft nachzudenken. Dabei kann ihm eine Gruppe von Menschen helfen. Diese Gruppe besteht zum Beispiel aus der Familie, Freunden und Freundinnen, Bekannten, Kollegen und Kolleginnen oder Fachleuten. Die Gruppe nennt sich Unterstützungs-Gruppe.

Das Wichtige ist: Es geht immer um die Person, die Hilfe braucht. Sie steht immer im Mittelpunkt. Sie entscheidet selbst. Aber die Gruppe kann unterstützen.

Dafür arbeiten alle zusammen.

Wenn eine Person Hilfe braucht, dann gibt es oft viele Fragen. Zum Beispiel:

- Was ist für mich wichtig im Leben?
- Was brauche ich, um mich gut zu fühlen?
- Was gibt mir Energie?
- Was sind meine Träume und Wünsche?
- Welche Hilfe brauche ich?
- Wie sieht meine beste Zukunft aus?

Die Gruppe hilft dabei, gute Antworten zu finden.

Bei der Zukunfts-Planung geht es also zuerst um die Person, die Hilfe braucht. Es geht um ihre Stärken. Die Person sagt, was sie sich wünscht. Sie sagt auch, wovon sie träumt. Am Ende wird daraus ein Plan gemacht. In dem Plan steht, was die Person tun will und wer ihr dabei hilft.“

Raúl:

„Gibt es einen festen Plan für diesen Prozess?“

Carolin Emrich:

„Es gibt gute Wege für die Zukunfts-Planung. Zum Beispiel gibt es die Persönliche Lage-Besprechung oder die Planungen. Aber jede Planung ist anders. Sie hängt davon ab, was die Hauptperson braucht.“

Raúl:

„Wie wählt man die Helfer*innen für die Unterstützungs-Gruppe aus?“

Carolin Emrich:

„Das ist bei jedem anders. Es sollten viele verschiedene Menschen in der Gruppe sein. Die Menschen sollten aus dem Umfeld der Haupt-

Person kommen. Es sollte auch jemand dabei sein, der ähnliche Erfahrungen hat. Die Leiter*innen der Gruppe überlegen zusammen mit der Haupt-Person, wen sie einladen.

Manchmal will die Haupt-Person nicht, dass bestimmte Leute kommen. Zum Beispiel möchte sie manchmal nicht, dass die eigene Mutter kommt. Das kann sein, wenn die Mutter sich zu viele Sorgen macht.“

Nicolette Blok:

„Wenn Menschen starke oder viele Behinderungen haben, dann wissen sie oft nicht: Was wünsche ich mir? Ihr Leben ist oft sehr eingeschränkt. Andere Menschen denken und entscheiden immer für sie. Besonders die Eltern von diesen Menschen denken oft mehr an die Behinderung. Sie übersehen dadurch Möglichkeiten. Wir versuchen, eine gute Stimmung zu machen. Wir sagen: Du kannst frei entscheiden. Du kannst dir alles wünschen, was du willst.“

Raúl:

„Ich erinnere mich an eine Geschichte. Meine Mutter hat mich nicht zu sehr beschützt. Sie sagte immer: Wenn du dir was brichst, dann heilt es wieder.“

Ich habe mir oft Knochen gebrochen. Aber nur einmal war es meine Schuld. Ich wollte mit einer Freundin Armdrücken machen. Dabei brach mein Arm. Das war ein Fehler, aber auch eine wichtige Erfahrung für mich. Heute würde ich nicht mehr Armdrücken machen. Aber damals war klar: Das war meine Entscheidung, trotz der Schmerzen.“

Nicolette Blok:

„Manchmal ist es gut, über eine Grenze zu gehen. Manchmal bringt das sogar eine Lösung. Ich habe mal einem jungen Mann geholfen, der nicht gut sprechen konnte.

Er war unglücklich, weil er so wenig Freiheit hatte. Deshalb ist er oft vor den Betreuern und Betreuerinnen weggerannt. Dadurch hatte er noch weniger Freiheit.

Dann hat eine junge Frau ihm geholfen. Sie war im Unterstützungs-Kreis. Sie hatte vorher wenig mit Behinderungen zu tun. Sie sagte: Wenn es mir nicht gut geht, dann laufe ich auch immer.

Jetzt gehen die beiden oft zusammen laufen.“

Ellen Keune:

„Das Scheitern ist auch beim Ziele machen wichtig. Bei der Persönlichen Zukunfts-Planung geht es immer um die Person. Aber Menschen können ihre Wünsche und Meinungen auch ändern. Deshalb ist es bei jeder Planung wichtig, dass wir der Person Mut machen. Die Person soll ihr Leben neu denken. Dabei kann man natürlich auch scheitern. Scheitern bedeutet hier: Es klappt nicht alles so, wie man es sich vorgestellt hat. Wenn die Person sich trotzdem traut, dann zeigt das: Diese Person ist mutig.“

Raúl:

„Ich möchte genauer erklären, was bei einer Zukunfts-Planung passiert. Kilian, du hast schon oft bei Zukunfts-Planungen mitgemacht. Kannst du uns davon erzählen?“

Max Kilian Steffens:

„Ich habe neulich mit einer Freundin gesprochen, die noch in einer Einrichtung lebt. Sie fühlt sich dort wie in einem Käfig. Sie möchte gerne etwas anderes erleben. Das hat mich berührt. Es war mutig von meiner Freundin, mir das zu erzählen. Ich konnte gut verstehen, wie sie sich fühlt.“

Als ich in den Einrichtungen war, war ich auch sehr unglücklich. Ich war lange Zeit in Betreuungen und Einrichtungen. Dann habe ich die Persönliche Zukunfts-Planung kennengelernt.“

Raúl:

„Wie hast du von der Persönlichen Zukunfts-Planung erfahren?“

Max Kilian Steffens:

„Ich kann zum Glück gut lesen. So kann ich mich selbst informieren. Ich habe im Internet über die Persönliche Zukunfts-Planung gelesen. Dann habe ich ein Buch über das Thema gekauft.

Beim Lesen dachte ich: Das brauche ich!

Ich möchte, dass Menschen so mit mir arbeiten.

Dann habe ich Kurse zu diesem Thema besucht und selbst Zukunfts-Pläne gemacht. Dort waren Menschen, die mich verstanden haben. Sie haben mir zugehört. Sie haben gesehen, dass ich etwas schaffen will.“

Raúl:

„Was hat diese Erfahrung bei dir bewirkt?“

Max Kilian Steffens:

„Die Persönliche Zukunfts-Planung hat mir geholfen, mich anders zu sehen. Ich habe erkannt, dass ich viel schaffen kann. Deshalb haben mich dann auch andere Menschen so gesehen. Und ich konnte mein Umfeld und meine ganze Welt anders sehen.

Ich kann mich jetzt besser einbringen und mehr erreichen. Das ist wichtig, wenn man mit einem Unterstützungs-Kreis arbeitet. Ich gebe den anderen etwas von mir und bekomme etwas zurück. Ich sage offen und ehrlich, was ich denke und die anderen sagen mir, was sie denken. Dieser Austausch ist etwas ganz Besonderes.“

Raúl:

„Wow, das berührt mich sehr. Das sind tolle Worte!
Welche Teile deines Lebens wolltest du planen?
Wie war der Ablauf?“

Max Kilian Steffens:

„Zuerst haben wir viel über mich und mein Bild von der Welt geredet. Alles wurde auf ein Plakat gezeichnet. Das ist für mich wichtig. Wenn ich etwas auf Papier sehe, dann verstehe ich es besser.

Ich habe erkannt, dass ich mein Leben ändern muss.
Ich wollte anders wohnen und anders leben. Das war
mein Wunsch. Wir haben darüber nachgedacht, wie
wir das machen können.

Diese Pläne haben mein Leben verändert.

Die Unterstützer*innen haben mir geholfen und mich
ermutigt. Ich wollte auch einen Assistenz-Hund.

Ich freue mich, dass ich bald meinen Hund bekommen
werde.

Der Kontakt mit neuen Freunden und Freundinnen
war sehr wichtig. Er hat mir viele neue Möglichkeiten
gezeigt. Zum Beispiel wurde ich gefragt, ob ich bei
inklusiven Projekten mitmachen möchte.

Die Menschen haben meine Meinung geschätzt.

Ich konnte zeigen, was ich gut kann.

So konnte ich die Welt entdecken.“

Wie können Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmteres Leben führen?

Selbstbestimmung ist wichtig für behinderte Menschen.

Es ist ein großes Ziel der Behinderten-Bewegung.

Selbstbestimmung ist auch wichtig für die Inklusion.

Wenn man selbstbestimmt lebt, dann kann man selbst entscheiden. Man kann sein Leben so gestalten, wie man es möchte.

In Einrichtungen ist das oft nicht möglich. Aber es gibt auch andere Möglichkeiten. Hier sind einige Dinge, die wir in diesem Kapitel gelernt haben:

- Assistenz kann helfen, das Leben selbst zu bestimmen. Es gibt Angebote wie das Persönliche Budget. Das hilft Menschen mit Behinderung, ihr eigenes Leben zu leben. Aber das funktioniert nur, wenn Entscheidungen gut getroffen werden und wenn Wünsche akzeptiert werden. Zum Beispiel, wo der Mensch wohnen will.
- Menschen mit Behinderung erleben oft Gewalt. Das heißt: Menschen mit Behinderung werden verletzt. Sie werden an ihrem Körper verletzt. Oder sie werden

an ihrer Seele verletzt. Eine Verletzung an ihrer Seele kann zum Beispiel sein: Sie werden nicht ernst genommen oder ausgeschlossen.

Es ist falsch, diese Gewalt-Taten als nicht so schlimm zu sehen. Es ist auch falsch, sie als Einzel-Fälle zu sehen.

Die Gewalt-Taten passieren, weil andere Personen über Menschen mit Behinderung bestimmen können.

Unser Sozialsystem ist so aufgebaut, dass die helfenden Personen sehr viel Macht haben. Die Macht im Sozialsystem muss deshalb fairer verteilt werden.

- Wohnheime für Menschen mit Behinderung können weiterhin wichtig sein. Aber nur, wenn sie den Übergang erleichtern. Sie sollten helfen, dass die Menschen selbstständig leben können.
- Menschen mit Behinderung sollten mehr Geld haben dürfen. Die Vermögens-Freigrenze sollte höher sein. Vermögens-Freigrenze heißt: Wie viel Geld man auf seinem Konto haben darf. Wenn man mehr Geld hat, dann bekommt man weniger Geld-Hilfen vom Staat. Oder man bekommt gar keine Geld-Hilfen mehr. Man muss die Hilfen dann selbst bezahlen. Das gilt für die Hilfe zur Eingliederung und für Assistenzhilfen.

Man kann dann aber nicht sparen. Dadurch haben viele Menschen mit Behinderung im Alter zu wenig Geld.

- Angebote wie die EUTB sind wichtig. Die lange Form ist: Ergänzende unabhängige Teilhabe-Beratung. Dort kann man Hilfe bekommen, um sein Leben selbst zu gestalten. Die Beratung ist unabhängig. Die Mitarbeiter*innen beraten genau zu den Themen, die gerade für eine Person wichtig sind. Aber die EUTB darf keine Rechtsberatung machen. Dafür muss es andere Beratungs-Angebote geben.
- Viele Menschen pflegen kranke oder behinderte Familien-Mitglieder zu Hause. Diese Menschen brauchen mehr Hilfe. Diese Hilfe muss wichtig für die Sozial-Politik sein.
- Die Regeln für die Wirtschaft sollten auch für soziale Unternehmen gelten. Sonst können die sozialen Unternehmen sich nicht verbessern. Im Moment gibt es viele besondere Regeln für sozialen Unternehmen. Dadurch können sie sich nur schwer verändern und es können auch keine neuen Ideen entstehen. Die sozialen Unternehmen sollten flexibel sein.

- Es gibt schon Pläne, um Heime und ähnliche Orte langsam zu verändern. Aber für eine echte Veränderung müssen auch die Mitarbeiter*innen dieser Orte anders denken.
- Menschen mit Behinderung müssen sich selbst vertreten können. Sie müssen auch in der Politik vertreten sein. Sie müssen an Entscheidungen teilhaben können. Das ist wichtig für Veränderungen, die lange halten. Wir müssen dafür sorgen, dass alle Menschen mit Behinderung mitmachen können. Sie müssen an demokratischen Prozessen teilhaben können.
- Wir brauchen andere Ideen statt immer nur Ausreden. Zu viele Menschen sagen immer: Geht nicht! Es muss aber gehen. Die Persönliche Zukunfts-Planung zum Beispiel kann uns helfen, unser Leben selbst zu bestimmen. Mehr Menschen sollten diese und andere Methoden kennen. Und wir sollten diese Methoden mehr unterstützen.

Sex mit Behinderung?

„Haben **nicht**-behinderte Menschen eigentlich auch Sex?“

Raúl

Viele nicht-behinderte Menschen fragen Menschen mit Behinderung: Kannst du Sex haben?

Das zeigt ein großes Problem in unserer Gesellschaft.

Viele nicht-behinderte Menschen denken:

Menschen mit Behinderung können keinen Sex haben.

Das liegt an falschen Ideen und zu wenig Wissen.

Viele Menschen haben Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung. Deshalb denken sie solche Sachen.

Eine britische Professorin hat eine Studie gemacht.

Die Professorin heißt Michelle Nario-Redmond.

Die Studie zeigt, was oft über Menschen mit Behinderung gedacht wird. Zum Beispiel:

- Sie brauchen immer Hilfe von anderen Menschen.
- Sie können nicht viel allein schaffen.
- Sie haben keine Lust auf Sex.

Das gilt für Männer und Frauen.

Menschen mit sichtbaren Behinderungen werden oft als weniger männlich oder weiblich gesehen. Das bedeutet: Man denkt nicht daran, dass Menschen mit Behinderung auch ein Geschlecht und sexuelle Gefühle haben.

Sexualität ist sehr privat. Aber ich möchte über meine Erfahrungen sprechen. Das kann uns helfen, Tabus zu brechen und neue Ideen zu bekommen.

Wenn ich früher versucht habe zu flirten, dann waren die Frauen oft verwirrt. Sie haben mich als guten Freund gesehen. Sie haben mich nicht als jemanden gesehen, mit dem sie eine Beziehung haben könnten. Das hat mich oft traurig gemacht. Es hat auch meinen Umgang mit Sexualität beeinflusst.

Ich hatte meinen ersten Sex und meine erste Beziehung erst spät. Da war ich etwa 25 Jahre alt.

Meine Partnerin hatte schon mehr Erfahrung. Ich wusste damals wenig über den weiblichen Körper. Das war mir peinlich. Ich war auch unsicher wegen meines Körpers und meiner Dating-Erfahrung.

Ich bin behindert, aber ich möchte Sex haben.

Nicht alle Menschen mit Behinderung sind so, aber viele sind es. Ich glaube, das überrascht viele Menschen.

Ich habe früher gedacht: Es ist toll, eine nicht-behinderte Person zu daten. Dann hatte ich eine Beziehung mit einer nicht-behinderten Frau.

Das war aber nicht einfach.

Die Leute haben meine Freundin gefragt, ob sie nicht jemand Besseren verdient hätte. Sie haben mich gefragt, wie ich so eine tolle Freundin gefunden habe.

Wenn wir zusammen unterwegs waren, dann haben uns die Menschen angestarrt. Manche haben gefragt, ob sie meine Pflegerin ist. Das war für uns beide schwer.

Wir sind dann nicht mehr zusammen rausgegangen.

Meine Freundin konnte damit nicht umgehen.

Unsere Beziehung hat darunter gelitten.

Am Ende haben wir uns getrennt.

Nicht-behinderte Menschen sind also auch von der Behinderung ihrer Partner*innen betroffen.

Diese Sache heißt: Co-Behinderung.

Meine damalige Freundin war schockiert, als sie dieses

Wort zum ersten Mal hörte. Denn es klang für sie so ähnlich wie Co-Alkoholismus.

Ich finde das Wort bis heute sehr passend.

Denn es beschreibt das Problem ehrlich.

Ich würde sogar sagen: Wenn man solche Wörter schlimm findet, dann denkt man ableistisch.

Früher dachte ich, eine Beziehung mit einer nicht-behinderten Person wäre das Beste. Heute denke ich das nicht mehr. Aber ich finde es schön, dass Beziehungen zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen möglich sind. Das geht, wenn wir anders über das Thema Sexualität und Behinderung denken.

Wir müssen alte Tabus brechen. Tabus sind Themen, über die man eigentlich nicht spricht. Früher haben die Menschen über viele Themen nicht gesprochen. Aber jetzt müssen wir über solche Themen wie Sexualität und Behinderung sprechen. Nur so können wir Ableismus stoppen.

Heute bin ich glücklich mit einer Frau zusammen. Ich habe sie auf einem Treffen für Menschen mit Glasknochen kennengelernt. Wir haben ähnliche

Interessen. Wir verstehen auch die Erfahrungen und Herausforderungen der anderen Person.

Wie können wir falsche Ideen über Menschen mit Behinderung und Unsicherheiten loswerden?

Eine Idee: Bei Dating-Apps kann man viele Dinge über sich sagen, zum Beispiel Haarfarbe, Größe, Gewicht und Geschlecht. Aber man kann nicht sagen, dass man eine Behinderung hat. Das wäre aber gut und würde helfen.

Wenn ich eine Behinderung habe, dann sollte ich das einfach sagen können. Dann fühle ich mich nicht anders als andere. Ich kann ohne Angst flirten.

Auch Menschen ohne Behinderung könnten so zeigen, dass sie kein Problem mit einer Behinderung haben.

Es gibt Dating-Apps nur für Menschen mit Behinderung.

Aber warum sollten Menschen mit Behinderung nur dort flirten? Sie gehören doch zu unserer Gesellschaft dazu.

Manche Menschen mit Behinderung fühlen sich dort aber besser. Das ist okay. Aber alle sollten die Wahl haben.

Manche Menschen wollen keine gemeinsamen Dating-Apps für behinderte und nicht-behinderte Menschen.

Sie sagen, dass Behinderung zu einem Fetisch werden kann.

Menschen bekommen durch verschiedene Dinge Lust auf Sex. Für viele Menschen sind diese Dinge dann wichtig, um Lust auf Sex zu haben. Wenn das so ist, dann sagt man: Diese Person hat einen Fetisch. Diese Person wünscht sich dann vielleicht, dass der Sex-Partner oder die Sex-Partnerin eine bestimmte Kleidung trägt. Oder dass der Sex-Partner oder die Sex-Partnerin eine bestimmte Sache macht. Oder dass der Sex-Partner oder die Sex-Partnerin besonders groß, klein, dick oder dünn ist.

Es gibt aber auch Menschen, die Sex mit behinderten Menschen besonders mögen. Diese Menschen sind stolz, wenn sie Sex mit behinderten Menschen hatten. Menschen mit Behinderung dürfen aber nicht sexuell ausgenutzt werden.

Meine Meinung: Natürlich müssen wir Menschen vor Missbrauch schützen. Aber jeder Mensch entscheidet selbst, wie er Sex haben will. Das ist wichtig, solange alle einverstanden sind. Das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung ist ein wichtiger Punkt in der Frauenbewegung.

Manche Menschen können sich Sex nur auf eine bestimmte Art und Weise vorstellen. In dieser Vorstellung haben nur Männer und Frauen miteinander Sex. Die Männer haben dabei mehr Macht. Sie kontrollieren die Sexualität der anderen Menschen.

Diese Vorstellung von Sexualität ist sehr alt und sie benachteiligt bestimmte Menschen. Sie benachteiligt zum Beispiel Frauen. Sie benachteiligt aber auch Menschen, die transsexuell sind. Transsexuelle Männer haben es besonders schwer. Aber auch Menschen mit Behinderung schränkt diese alte Vorstellung ein. Für Frauen mit Behinderung ist es besonders schwer, frei über ihre Sexualität zu entscheiden.

Das gilt auch für behinderte Menschen, die LGBTQ sind. Zur LGBTQ-Gemeinschaft gehören zum Beispiel Menschen, die lesbisch, schwul oder bisexuell sind, also Sex mit Männern und Frauen haben. Dazu gehören aber auch transsexuelle und Transgender. Das sind Menschen, die im falschen Körper geboren wurden, zum Beispiel Männer die einen Frauenkörper haben.

Diese Menschen werden doppelt benachteiligt. Sie fühlen sich anders oder sie lieben anders als die meisten Menschen. Und sie sind behindert. Vielen Menschen ist das zu kompliziert. Sie denken deshalb, dass behinderte Menschen aus der LGBTQ-Gemeinschaft keine Sexualität haben.

Sex ist nicht nur für Lust und Liebe da. Sex ist auch wichtig für die Fortpflanzung. Auch hier sind Selbstbestimmung und persönliche Entwicklung wichtig. Inklusion muss hier noch mehr beachtet werden.

Es geht zum Beispiel um diese Fragen:

- Können Menschen mit starken Einschränkungen Sex haben?
- Und dürfen sie auch Eltern werden?

Beides sind Grund-Rechte.

Manche Menschen können ihre Kinder nicht allein versorgen können. Deshalb gibt es Eltern-Assistenz. Das sind Helfer*innen, die zu Hause bei der Versorgung der Kinder helfen. Die Eltern erziehen aber immer noch die Kinder selbst.

Eltern-Assistenz gibt es seit 2017 als Leistung der sozialen Teilhabe nach dem Sozialgesetzbuch. Vorher gab es das im deutschen Recht nicht.

Leider werden Eltern-Assistenzen oft nicht bewilligt.

Es gibt noch eine andere Hilfe für Menschen mit Behinderung. Diese Hilfe heißt: Sexual-Assistenz.

Ein Film hat das Thema bekannt gemacht.

Der Film heißt: The Sessions.

Manchmal denke ich, dass nur noch darüber gesprochen wird. Es gibt viele Diskussionen darüber: Ist eine Sexual-Assistenz ein Grundrecht oder ist sie einfach nur Sex für Geld?

In den Niederlanden gibt es Firmen, die Sexual-Assistenz anbieten. Einige Städte bezahlen dafür oder geben Geld dazu.

In Deutschland gibt es dafür keine Gesetze. Es ist nicht sicher, ob sich das bald ändert. Der Gesundheitsminister Karl Lauterbach ist dagegen. Er will nicht, dass die Krankenkasse dafür bezahlt.

Patrizia Kubanek sieht das auch so. Sie ist Sexual-Beraterin. Sie spricht im nächsten Interview auch über Geld für die Sexual-Assistenz.

Als ich anfang, über meine Sexualität zu sprechen, war ich überrascht. Ich dachte: Warum sprechen wir nicht viel mehr über Sexualität und Behinderung? Wir sollten das viel mehr tun, mit unseren Freunden und Freundinnen, aber auch mit der Gesellschaft.

Dann habe ich angefangen, offen über Sexualität und Behinderung zu reden und das war gut. Die Leute waren neugierig.

Ich habe mit vielen behinderten Menschen gesprochen. Sie haben mir geholfen, mehr zu verstehen. Ich habe auch Interviews über Sex und Behinderung gegeben. Zusammen mit Charlotte Zach mache ich einen Newsletter. Das ist eine Sammlung von Nachrichten, die wir regelmäßig per E-Mail verschicken. Der Newsletter heißt Berührungspunkte. Dort sprechen wir über schwierige Fragen.

In den letzten Jahren hat sich etwas verändert.
Das Thema wird öfter besprochen. Aber ich sehe auch,
dass meistens Männer darüber reden. Das finde ich falsch.
Das soll in diesem Buch anders sein.
Dafür habe ich mich bewusst entschieden.

Ich werde im nächsten Interview mit einer Fachperson
sprechen. Die Fachperson heißt Patrizia Kubanek.
Sie ist Sexual-Beraterin.

Behindert und Lust auf Sex

Gespräch mit Patrizia Kubanek

Patrizia Kubanek ist eine Fachperson für Sexualität und Psychologie. Sie berät Menschen mit Behinderung. Sie möchte Menschen mit Behinderung helfen, sich sexuell zu entfalten. Das bedeutet: Menschen mit Behinderung sollen ihre Sexualität entdecken und ausleben dürfen. Sie möchte auch helfen, dass Menschen keine Angst vor dem Thema Sexualität und Behinderung haben.

Raúl:

„Patrizia, du bist Sexual-Beraterin für Menschen mit Behinderung und benutzt selbst einen Rollstuhl. Sind wir beim Thema Sexualität und Behinderung schon inklusiv?“

Patrizia Kubanek:

„Nein, wir sind beim Thema Sexualität und Behinderung leider noch nicht inklusiv. Besonders Frauen mit Behinderung haben es schwer. Sie wurden im Kampf um Frauen-Rechte oft vergessen. Es gibt immer noch Probleme in der Gesellschaft.“

Die Sexualität von Menschen mit Behinderung wird oft nicht akzeptiert. Ihre sexuellen Bedürfnisse werden oft nicht gesehen. Das beginnt schon als Kind und geht bis ins Erwachsenenalter.“

Raúl:

„Kannst du mir ein Beispiel dafür geben?“

Patrizia Kubanek:

„Selbstwahrnehmung ist für Sexualität sehr wichtig. Eltern von Kindern mit Behinderung sollten einen großen Spiegel aufhängen. So können die Kinder sich selbst nackt sehen, ohne Hilfe von den Eltern. Das ist wichtig für ein gutes Bild von sich selbst. Und das ist auch wichtig für Sinnlichkeit.

Aber Menschen mit Behinderung bekommen oft nicht die Möglichkeit, sich selbst anzuschauen. Viele Frauen im Rollstuhl wissen nicht, wie ihre Vulva aussieht.

Sie können ihre Vulva im Sitzen nicht sehen.

Es ist ihnen oft zu peinlich, andere um Hilfe zu bitten.

Das führt zu Unsicherheiten über ihren Körper. Wenn ich mich selbst nicht kenne, wie kann ich dann wissen, wie ich funktioniere?“

Raúl:

„Es ist interessant, was du sagst. Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht. Als ich 27 Jahre alt war, hatte ich keinen Spiegel in meiner Wohnung. Ich wollte das nicht. Meine Freundin hat dann einen Spiegel im Bad aufgehängt. Der Spiegel hat viel für mich verändert. Er hat mich an meine Jugend erinnert, als ich meinen Körper nicht mochte. Heute schaue ich in den Spiegel und denke nicht, dass mein Körper toll oder schlecht ist. Ich habe eine neutrale Meinung zu meinem Körper gefunden. Das ist schon ein Fortschritt.“

Patrizia Kubanek:

„Unsere Beziehung zu unserem Körper ist wichtig. Diese Beziehung wird stark von der Gesellschaft beeinflusst. Viele Menschen mit Behinderung brauchen im Alltag Hilfe. Sie lernen oft schon als Kinder, dass ihr Körper nur für bestimmte Zwecke da ist. Ein Beispiel dafür sind die Bilder auf öffentlichen Toiletten. Die Bilder zeigen Menschen im Rollstuhl ohne Geschlecht. Das kann den Menschen im Rollstuhl das Gefühl geben, dass sie nicht dazugehören.“

Raúl:

„Mir ist auch noch eine andere Sache aufgefallen:
Vielleicht akzeptieren die Menschen, dass es Sex mit
behinderten Menschen gibt. Aber sie möchten nichts
Genauereres darüber wissen.
Sie begrenzen diesen Sex.
Sie zeigen diesen Sex zum Beispiel nicht im Fernsehen.
Du kennst bestimmt diesen Film: Ziemlich beste
Freunde. In dem Film ist der Hauptdarsteller im
Rollstuhl. In einer Szene massiert eine Sexual-
Begleiterin seine Ohren. Das macht ihm Spaß.
Am Ende des Films erfahren wir, dass er 2 Kinder hat.
Wie ist das passiert?
Das wurde in dem Film nicht gezeigt.
Ich glaube nicht, dass die Kinder nur durch das
Massieren der Ohren entstanden sind.
Ich frage mich, warum Sex mit behinderten Menschen
in Medien und Kultur ein Tabu ist.“

Patrizia Kubanek:

„Sex wird oft mit Jugend und Energie verbunden.
Man denkt dabei an schöne, trainierte Körper.
Menschen mit Behinderung passen oft nicht zu diesem
Bild.“

Deshalb gibt es auch kaum Filme, die Sex zwischen alten Menschen zeigen.“

Raúl:

„Dabei gibt es gute Beispiele, die das Gegenteil zeigen. Sie zeigen, dass Sexualität von Menschen mit Behinderung schön und freudig sein kann. Ein Beispiel ist eine Mini-Serie. Sie heißt 1 Meter 20. Die Serie wurde für den Sender arte gemacht.“

Patrizia Kubanek:

„Ich finde die Serie toll!
Die Hauptfigur ist eine junge Frau aus Argentinien. Sie sitzt im Rollstuhl. Sie will ihr erstes Mal erleben. Die Serie zeigt, wie sie ihre Sexualität entdeckt. Es gibt auch deutliche Szenen. Die Freude der jungen Frau wird gut gezeigt. Ich finde, dass das so ist, wie bei Menschen ohne Behinderung. Natürlich gibt es ein paar körperliche Unterschiede. Die junge Frau muss zum Beispiel erklären, wie man sie aus dem Rollstuhl hebt. Aber ihre Gefühle sind natürlich genauso wie bei allen anderen Menschen.“

Raúl:

„Solche Momente müssen gezeigt werden.
Dann reden wir endlich mehr über das Thema
Sexualität und Behinderung. Davon brauchen wir
mehr! Auch in anderen Medien und in der Kultur.“

Patrizia Kubanek:

„Mir ist dabei wichtig, dass Menschen mit
Behinderung so behandelt werden wie andere
Schauspieler*innen. Sie dürfen nicht nur als
Ausstellungsstücke benutzt werden.
Im Theater müssen sie auch die Möglichkeit haben,
sich nackt zu zeigen. Es passiert normalerweise oft im
modernen Theater, dass Schauspieler*innen sich nackt
zeigen.
Es gibt Projekte dazu, wie die Tanz- und
Schauspielgruppe in Wien. Die Leiterin heißt Doris
Uhlich. Sie hat ein Stück gemacht, in dem Menschen
mit Behinderung mitspielen.
Sie zeigen sich auch nackt auf der Bühne.“

Raúl:

„Ich merke, dass die Gesellschaft mein Denken über
Sexualität und Behinderung beeinflusst hat.“

Ich habe sogar einige falsche Vorstellungen übernommen, ohne darüber nachzudenken. Diese falschen Vorstellungen hindern Menschen mit Behinderung oft daran, ihre Sexualität zu entdecken und auszuleben. Sie denken dann selbst, dass sie keine Sexualität haben.

Nur, weil andere Menschen das denken. Erlebst du das auch in deiner Beratung? Kommen oft Menschen mit Behinderung zu dir, die sich selbst einschränken?“

Patrizia Kubanek:

„Das ist eines der größten Probleme in meiner Beratung. Die Menschen haben oft selbst ein ableistisches Denken übernommen. Deshalb schaffen sie es nicht, ihre Sexualität auszuleben.

Das liegt oft daran, dass sie selbst schlecht über ihren Körper denken. Dieses Denken kommt oft von der Gesellschaft. Manche Menschen sagen auch, dass sie wegen ihrer Behinderung keine Sexualität haben können. Sie denken, dass andere Menschen sie nicht hübsch finden.“

Raúl:

„Wie behandelst du diese Themen in deinen Workshops?“

Patrizia Kubanek:

„Am Anfang ist es wichtig, über unangenehme Gefühle zu sprechen. Das gilt auch für Sexualität und Behinderung. Erst dann können wir anfangen, anders zu denken. Wir machen zum Beispiel erotische Fotos. Dann sehen die Menschen mit Behinderung, wie schön ihr Körper ist.

Das ist gut für das Selbstwertgefühl.

Wir sprechen auch darüber, was die Behinderung Gutes gebracht hat. Zum Beispiel, welche guten Eigenschaften vielleicht durch die Behinderung entstanden sind.“

Raúl:

„Manche Menschen mit Behinderung brauchen Hilfe für ihre Sexualität. Zum Beispiel, wenn eine Frau mit Lähmung sich nicht selbst berühren kann. Warum sind solche Assistenzen noch wichtig?“

Patrizia Kubanek:

„Für viele Menschen mit Behinderung ist Sexualität wichtig. Dabei geht es nicht nur um Befriedigung. Es geht darum, die eigene Sexualität zu entdecken und zu erleben. Man muss seinen eigenen Körper kennenlernen.

Man muss lernen, wie man sich selbst befriedigt.

Man muss auch lernen, sich zu entspannen und sich von jemand anderem verwöhnen zu lassen.

Das geht zum Beispiel durch Massagen.

Sexual-Assistenz hilft dabei, die eigene Sexualität zu entdecken. Sie hilft auch dabei, sexuelle Fähigkeiten zu lernen. Ich habe eine Ausbildung zur Sexologin gemacht. Ich weiß, wie man Menschen bei Fragen und Problemen zur Sexualität helfen kann. Deshalb glaube ich, dass man Sexualität lernen kann.“

Raúl:

„Wer sollte deiner Meinung nach für Sexual-Beratung, Sex-Workshops und Sexual-Assistenz bezahlen? Sollten das die Krankenkassen tun?“

Patrizia Kubanek:

„Nein, die Krankenkassen sollen das nicht bezahlen. Denn das würde bedeuten, dass Sex von Menschen mit Behinderung krank ist. Aber Sex gehört zum Leben dazu. Also sollen die Sozialämter die Kosten tragen, natürlich immer abhängig vom einzelnen Fall.“

Raúl:

„Patrizia, danke für das Gespräch.
Möchtest du zum Schluss noch etwas sagen?“

Patrizia Kubanek:

„Ja. Sex ist eine Art, sich zu befreien.
Das ist auch für Menschen mit Behinderung so.
Wir sollten versuchen, unsere Ängste abzubauen.
Das gilt für die Gesellschaft und für jeden einzelnen Menschen. Denn das macht stark.“

Wie kann man besser über „Sex und Behinderung“ sprechen?

Sex ist etwas Schönes.

Jeder Mensch darf seinen eigenen Körper und seine Sexualität kennenlernen. Wir sollten alte Vorurteile vergessen. Wir sollten offen über das Thema reden. Wir sollten über Tabus reden und Erfahrungen teilen.

Hier sind einige Dinge,
die wir aus diesem Kapitel gelernt haben:

- Wir müssen anders über Sexualität bei Menschen mit Behinderung denken. Das gilt für die Gesellschaft und für jeden Einzelnen. Das Wichtigste ist: Die meisten Menschen mit Behinderung haben auch eine Sexualität. Sie sind wie alle anderen Menschen.
- Sex ist nicht nur etwas für Menschen mit jungen Körpern voller Muskeln. Lust und Sinnlichkeit sind für alle Menschen da. Dafür müssen sie nicht den gewohnten Schönheitsidealen entsprechen.

- Es ist wichtig, dass wir mehr Sex mit behinderten Menschen sehen. Es muss mehr Sex mit behinderten Hauptfiguren im Kino, Fernsehen und Internet geben. Dieser Sex soll als etwas Schönes und Normales gezeigt werden.
- Viele Menschen mit Behinderung haben Probleme mit ihrer Sexualität. Das liegt oft daran, dass sie ableistische Vorurteile in ihrem Kopf haben. Sie können sich selbst oft nicht gut wahrnehmen und haben Angst vor Ablehnung. Es kann helfen, neugierig zu sein und mutig. Es ist auch gut, sich entspannt mit dem eigenen Körper zu beschäftigen.
- Sexualität von Menschen mit Behinderung ist normal. Sie hat nichts mit Krankheit zu tun. Deshalb sollte auch nicht die Krankenkasse die Kosten für Sexual-Beratungen und Sexual-Assistenzen bezahlen. Das Sozialamt sollte diese Kosten bezahlen.
- Jeder Mensch darf selbst entscheiden, wie er seine Sexualität lebt. Aber Sexualität muss freiwillig sein.

Kunstvoll gezeigt?

„Es ist toll, dass diese Schauspieler*innen ohne Behinderung so viel Text auswendig lernen können!“

Raúl

Captain Hook und Darth Vader sind beide erfunden. Beide haben eine sichtbare Behinderung. Diese Behinderung zeigt, dass sie die Bösen sind. Die Behinderung wird hier als etwas Schlechtes dargestellt. Das passiert oft in Filmen, in Büchern und in der Kunst. Das gibt es schon lange.

Klaus Birnstiel ist Professor für Deutsche Literatur an der Uni Greifswald. Er sagt, dass diese Darstellung hauptsächlich aus der Bibel kommt. In der Bibel gibt es viele Figuren mit Behinderung. Die Behinderung hat oft eine Funktion. Zum Beispiel gibt es Figuren mit Behinderung, die etwas Böses tun. Man soll durch die Behinderung sehen, dass die Figuren böse sind. Die Bibel hat mit dieser Darstellung angefangen. Das war vor sehr langer Zeit. Denn die Bibel gehört zu den ältesten Büchern der Welt.

Danach hat es diese Darstellung auch in anderen Büchern oft gegeben.

In unserer Sprache und in den Medien gibt es oft Vorurteile gegen Menschen mit Behinderung.

Das steht auch in Teil 1 von diesem Buch.

Manchmal werden Menschen mit Behinderung als böse dargestellt. Das passiert heute weniger, aber es gibt noch andere Vorurteile.

Ich habe mich lange mit dem Bild von Menschen mit Behinderung im Fernsehen beschäftigt. Das war für meine Diplom-Arbeit.

Der Titel meiner Diplom-Arbeit ist:

Zwischen Superkrüppel und Sorgenkind.

Das zeigt 2 extreme Darstellungen von Menschen mit Behinderung. Entweder sie werden bewundert, weil sie ihr Leben trotz Behinderung gut meistern. Oder sie werden als hilflose Wesen gesehen und bemitleidet.

Es gibt viele Beispiele für solche Geschichten.

Zum Beispiel die Geschichte von Forrest Gump.

Er hat eine Geh-Behinderung und kann nicht gut denken. Aber er erlebt viele Abenteuer. Die Abenteuer haben alle mit der Geschichte Amerikas zu tun.

Ein anderes Beispiel ist die Geschichte von Klara aus dem Film Heidi. Klara kann nicht laufen und sitzt im Rollstuhl. Aber nach einem Besuch bei Heidi in den Alpen wird sie gesund. Sie trinkt viel Ziegenmilch und atmet gute Luft ein. Dann kann sie plötzlich wieder laufen. In der Geschichte ist Klaras Rollstuhl ein Zeichen für ihre Hilflosigkeit. Dabei hilft der Rollstuhl ihr eigentlich, selbstbestimmt zu sein. Klara wird auch nur gesund, weil andere Menschen ihr dabei helfen. Sie ist von diesen Menschen abhängig.

Die Macher der Serie Game of Thrones haben es gut gemacht. Sie haben eine starke Figur namens Tyrion Lannister erfunden. Tyrion hat eine Behinderung. Diese Behinderung wird nicht ignoriert oder geheilt. Die Behinderung ist einfach ein Teil von ihm.

Andrew D. Pulrang hat einen Test gemacht, der nach dieser Figur benannt ist. Der Test ist ähnlich wie der Bechdel-Wallace-Test.

Mit dem Bechdel-Wallace-Test kann man prüfen, wie Frauen in Filmen und Serien dargestellt werden.

Der Test von Andrew D. Pulrang prüft, wie Menschen mit Behinderung dargestellt werden.

Wenn man eine oder mehrere Fragen mit Nein beantwortet, dann ist die Darstellung von Menschen mit Behinderung in dem Film schlecht.

Der Tyrion-Test

Das sind die Fragen vom Tyrion-Test:

- Ist eine Figur mit Behinderung wichtig für die Geschichte, aber nicht nur wegen ihrer Behinderung?
Ja oder nein?
- Werden Behinderungen wirklich so beschrieben, wie sie sind? Werden sie nicht übertrieben, zu positiv oder zu negativ dargestellt?
Ja oder nein?
- Sind diese Figuren aktiv?
Geben sie so viel, wie sie nehmen?
Ja oder nein?

Wir haben ein großes Problem mit der Darstellung von Behinderung. Das zeigt der Tyrion-Test.

Es gibt einige Filme, die Behinderung gut darstellen. Zum Beispiel das japanische Drama 37 seconds. Dort sucht die Hauptfigur Yuma nach Selbstbestimmung. Oder die Serie 1 Meter 20. Die Serie zeigt, dass Sex von Menschen mit Behinderung schön sein kann. Aber viele andere Filme und Serien bestehen den Tyrion-Test nicht.

Das ist schlecht für die Filmbranche und für das Bild von Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft.

Von der Kunst zu den Künstlern und Künstler*innen

Wenn wir über Kunst und Inklusion sprechen, dann ist eine Frage wichtig:

Wer hat die Kunst gemacht?

Es geht nicht nur darum, was wir sehen. Es ist nicht nur wichtig, wer in den Filmen oder Theater-Stücken mitspielt.

Es ist auch wichtig, wer die Kunst gemacht hat.

Warum gibt es so wenige Künstler*innen, Kultur-Schaffende und Medien-Leute mit Behinderung?

Im Film spielen oft nicht-behinderte Schauspieler*innen Rollen von Menschen mit Behinderung. Sie gewinnen sogar Preise für ihre echte Darstellung.

Das ist zum Beispiel bei diesen deutschen Filmen passiert: Die Goldfische und Erbsen auf halb 6.

Aber es geht nicht nur darum, dass Menschen mit Behinderung diese Rollen spielen sollten. Ich finde, dass viele Menschen zu wenig an das Talent von Künstlern und Künstlerinnen mit Behinderung glauben.

Ich habe bei Schauspielschulen in Deutschland nachgefragt. Ich wollte wissen, wie viele Menschen mit Behinderung die Schule besucht haben.

Die meisten Schulen konnten sich nicht an Bewerbungen von Menschen mit Behinderung erinnern. Sie haben gesagt, dass sie in den letzten fünf Jahren keine Bewerbungen von Menschen mit Behinderung bekommen haben.

Eine bekannte Schauspielschule in Berlin ist die Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch. Dort sagte man mir, dass sie nach Talenten suchen. Eine Behinderung ist dabei kein Hindernis.

Das ist keine leere Aussage. Es gibt Beispiele dafür. Ich habe für meine Talkshow „Krauthausen face to face“ mit Künstlern und Künstlerinnen gesprochen, die gut in ihrem Bereich sind.

Ein Beispiel ist Felix Klieser. Er spielt das Instrument Horn. Er ist einer der besten Horn-Spieler der Welt. Er wurde ohne Arme geboren.

Er sagt, seine größte Herausforderung ist: Behindert zu sein, aber nicht so behandelt zu werden.

Er wird zum Beispiel oft gefragt: Ist es schwieriger, mit den Füßen Horn zu spielen als mit den Händen? Er kann das nicht beantworten, weil er es nie anders gemacht hat.

Felix Klieser will als Künstler bewertet werden und nicht wegen seiner Behinderung. Er will ehrliche Kritik bekommen, die nichts mit seiner Behinderung zu tun hat. Felix Klieser ist ein sehr guter Musiker.

Er hat viel Zeit damit verbracht, immer besser zu spielen. Er sieht seine Rolle als berühmter Künstler so: Mit jedem Auftritt wird seine Behinderung normaler. Sie wird nicht als Problem gesehen, sondern als eine Eigenschaft von ihm.

Es gibt in Deutschland wenige Künstler*innen mit Behinderung. Das liegt nicht daran, dass behinderte Menschen kein Talent haben oder nicht genug üben. Aber warum werden sie nicht berühmt? Was sind die Probleme, die sie haben? Wie können wir Künstler*innen mit Behinderung unterstützen?

Ich habe diese Fragen mit Saioa Alvarez Ruiz besprochen.
Sie ist eine freie Künstlerin und hat Theater-Pädagogik
studiert.

„Ich will Kunst machen.

Ich will mich darauf konzentrieren.“

– Saioa Alvarez Ruiz

Saioa Alvarez Ruiz ist Künstlerin und Schriftstellerin. Sie lebt in Berlin. Sie hat keinen Chef und keine Chefin. Sie arbeitet für sich selbst. Sie arbeitet freiberuflich.

Saioa Alvarez Ruiz hat Soziologie, Politik und Medien an der Universität Düsseldorf studiert. Sie hat auch Theaterpädagogik an der Universität der Künste Berlin studiert. Mit ihren Theater-Stücken, Ton-Aufnahmen und Texten untersucht sie die Gesellschaft. Sie will sich mit der Gesellschaft verbinden.

In ihren Projekten und Workshops arbeitet sie immer inklusiv. Das heißt, alle Menschen können mitmachen. Auch Menschen ohne Behinderung können mitmachen.

Raúl:

„Liebe Saioa, wie können wir es schaffen, dass mehr Künstler*innen mit Behinderung auf deutschen Bühnen zu sehen sind?“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Wir brauchen mehr Barrierefreiheit. Das ist ein wichtiges Thema für alle, die teilhaben wollen. Zuerst müssen wir uns die Bedingungen in den Kunstschulen anschauen. Dort geht die Kunst-Karriere meistens los.

Ich habe einen Abschluss in Theater-Pädagogik von der Universität der Künste Berlin. Ich war in einem Kurs mit 12 Teilnehmer*innen. Ich habe Schauspiel, Theater-Wissenschaften, Stimm-Training und mehr gelernt.

Das Studium hat mir geholfen, aber es war auch hart für meinen Körper und meine Psyche. Ich hatte jeden Tag Probleme mit Barrieren. Zum Beispiel gab es Seminare im 4. Stock ohne Aufzug. Es gibt zu wenig Barrierefreiheit. Darum machen kaum Menschen mit Behinderung eine Ausbildung in Kunst.“

Raúl:

„Ich denke: Viele Leser*innen sind überrascht, dass viele deutsche Universitäten nicht barrierefrei sind. Junge Leute fragen sich: Wie kann ich hier studieren, wenn ich nicht in alle Räume komme?“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Nach dem Studium habe ich mich für die Arbeit als Künstlerin entschieden. Es war nicht selbstverständlich, dass ich selbst auftrete. Viele dachten wahrscheinlich, ich werde Kunst-Lehrerin. Ich habe gemerkt, dass viele Theater für das Publikum barrierefrei sind. Aber das ist nicht so für den Bereich, wo die Künstler*innen arbeiten.“

Raúl:

„Es gibt ein großes Problem. Alle können zuschauen, weil es keine Barrieren gibt. Aber kaum jemand denkt daran, dass Künstler*innen mit Behinderung auch auftreten können.“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Ganz genau.
Wenn eine behinderte Person bei dem Theater-Stück mitspielt, dann werden vielleicht auch Rampen und Leitsysteme aufgebaut. Aber nach dem Ende der Aufführungen werden diese Hilfen oft wieder weggenommen. Das habe ich oft gesehen und gehört.“

Das ist nicht gut und zeigt: Es gibt keinen echten Willen, dauerhaft zu helfen. Das verhindert den Zugang zu den Theater-Bühnen.“

Raúl:

„Sollte die Bewegung für Menschen mit Behinderung lauter protestieren?“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Ich träume davon, Theater-Häuser zu blockieren. So lange, bis Menschen mit Behinderung in alle Etagen kommen können. Vorher darf niemand das Gebäude betreten.

Aber solche Kämpfe sind anstrengend. Ich finde nicht, dass behinderte Künstler*innen dafür kämpfen müssen.

Die Verantwortung liegt bei den Leitern und Leiterinnen der Theater und sie liegt bei der Regierung. Es wird viel über Barrierefreiheit geredet. Aber ich sehe keine Pläne. Ich sehe keine Förderungen dafür. Es muss Geld dafür ausgegeben werden.

Ich will Lösungen hören, nicht Probleme.

Ich helfe freiwillig bei der AG Barrierefreiheit der Senatsverwaltung. Aber das ist nicht meine Pflicht

oder mein Job. Ich will Kunst machen. Ich will mich darauf konzentrieren.“

Raúl:

„Ich kann deine Perspektive gut verstehen. Das erinnert mich an die Schriftstellerin Kübra Gümüşay. Sie will nicht mehr für alte weiße Männer denken, die Rassismus nicht verstehen. Ich glaube aber: Es kann sich nur etwas ändern, wenn Menschen mit Behinderung mehr mitmachen.“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Es geht um die Frage, wer uns vertritt. Wir brauchen mehr Schauspieler*innen mit Behinderung auf der Bühne. Aber wir brauchen auch mehr Menschen mit Behinderung in den wichtigen Positionen beim Theater. Damit meine ich nicht nur die Senats-Verwaltung und ähnliche Stellen. Ich meine auch die Leitung und Regie des Theaters. Es geht darum, dass Barrierefreiheit wichtig ist. Sie muss natürlich umgesetzt werden. Aber es geht auch darum, wie wir mit dem Thema Behinderung in der Kunst umgehen.“

Raúl:

„Es gibt einen wichtigen Punkt, der mich schon lange beschäftigt. Ich sehe, dass Schauspieler*innen mit Behinderung oft nur in speziellen Aufführungen auftreten. Diese Aufführungen haben oft das Thema Behinderung. Oder sie heißen: Inklusions-Veranstaltungen. Ich finde, das reduziert die Schauspieler*innen auf ihre Behinderung. Was denkst du darüber?“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Ich finde es wichtig, dass wir in der Kunst sichere Orte schaffen. Diese Orte sind für Gruppen, die oft benachteiligt werden. Sie sind zum Beispiel für Menschen mit Behinderung oder Menschen, die anders lieben. Und sie sind für Menschen, die wegen ihrer Hautfarbe schlecht behandelt werden. Es gibt Veranstaltungen, die nur für eine bestimmte Gruppe sind. Das ist in diesem Fall gut so. Es ist sehr wertvoll, dass Menschen sich austauschen können. Besonders, wenn sie ähnliche Erfahrungen haben. Ich finde das grundsätzlich gut. Es kommt darauf an, wie man es macht. Solche Theater-Stücke können ein Problem sein.“

Zum Beispiel, wenn nicht-behinderte Menschen die Leitung haben. Aber auf der Bühne stehen behinderte Künstler*innen. Manchmal stehen auch Menschen auf der Bühne, die einfach keine Ahnung vom Schauspielen haben. Das geht oft schief. Es kommen dann Sätze wie: Wir sind alle normal. Das Wort normal finde ich schwierig. Sie sind wie wir. Da frage ich mich: Wer sind denn wir? Die Behinderten sind sogar besser. Da denke ich mir: Ja und nein. Manchmal wollen nicht-behinderte Regisseure und Regisseurinnen auch zeigen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten viel Text lernen können und dass sie den Text auf eine bestimmte Art sprechen können. Ich finde, das hat keinen künstlerischen Wert. Wo ist denn da die neue Idee? Wie sollen wir dadurch eine neue Sicht auf unser Leben bekommen? Wir müssen einfach davon ausgehen, dass behinderte Menschen Schauspieler*innen sein können.“

Raúl:

„Ich weiß, was du meinst.“

Manchmal nutzen Menschen Behinderungen, um anderen neue Ideen zu geben.

Ein Beispiel sind Dunkel-Restaurants.

Dort sitzen die Gäste in Dunkelheit. Sie sehen nicht, was sie essen. Blinde Menschen servieren das Essen. Viele Menschen finden das sehr interessant. Aber für die blinden Menschen ist es egal, ob es dunkel oder hell ist. Echte Inklusion wäre, wenn blinde Menschen in jedem Café arbeiten könnten.

Das gilt auch für Künstler*innen mit Behinderung. Sie sollten auf jeder Bühne auftreten können, nicht nur bei Inklusions-Events.

Ich fühle mich oft komisch bei Veranstaltungen, die sich um das Thema Behinderung drehen.

Ich denke, dass die Regeln für Kunst dort anders sind. Man kann die Kunst dort nicht kritisieren. Wenn man die Kunst kritisiert, dann könnte man als Gegner*in von Inklusion gesehen werden.“

Saioa Alvarez Ruiz:

„Ich bekomme wenig schlechte Rückmeldungen. Ich frage mich manchmal, ob das an meinem Talent oder meiner Behinderung liegt. Vielleicht sagen die Leute auch nichts, weil ich eine Künstlerin mit

Behinderung bin. Das lässt mich oft zweifeln.

Es ist wichtig, dass die Leute mich ernst nehmen.

Sie sollen mir wirklich zusehen.

Das Beste ist, wenn jemand genau beschreibt, was er gesehen hat. Und dann erzählt, wie er oder sie sich dabei gefühlt hat. So kann ich entscheiden, ob das mit meinen Ideen übereinstimmt.

Ob meine Arbeit nicht-behinderten Menschen einfach nur gefällt oder nicht, ist mir egal. Mich interessiert, ob die Menschen meine Ideen verstehen.“

Wie kann man mehr Inklusion auf Bühnen erreichen?

Wir brauchen mehr berühmte Künstler*innen mit Behinderung. Und es sollten mehr Menschen mit Behinderung im Kulturbereich arbeiten. So werden alle Menschen mit Behinderung besser gesehen. So können sie auch ihr Talent besser zeigen.

Hier sind einige wichtige Ideen und Wege dazu:

- Wir müssen genauer auf Kunstwerke und Medien mit behinderten Menschen schauen. Wie werden die behinderten Menschen dargestellt? Der Tyrion-Test kann uns dabei helfen, Probleme zu finden.
- Barrierefreiheit ist wichtig im Kunstbereich. Alle Menschen sollen gleichberechtigt Zugang zur Kunst haben. Das gilt vor, hinter und auf der Bühne. Menschen mit Behinderung sollen eine echte Chance haben, Künstler*in zu werden. Dafür müssen Schulen für Künstler*innen barrierefrei sein.

- Es soll mehr Menschen mit Behinderung im Kultur-Betrieb und im Medien-Betrieb geben. Das gilt nicht nur für Jobs auf der Bühne oder vor der Kamera. Das gilt auch für andere Jobs im Kultur-Betrieb und im Medien-Betrieb. Menschen mit Behinderung sollen auch Jobs mit viel Verantwortung bekommen, zum Beispiel als Chef*in vom Theater. Das muss unterstützt werden.
- Kunst-Veranstaltungen mit dem Thema „Inklusion“ können helfen. Sie können einen sicheren Ort für Gruppen bieten, die oft übersehen werden. Trotzdem dürfen wir Künstler*innen mit Behinderung nicht anders behandeln als Künstler*innen ohne Behinderung.
- Für viele Künstler*innen ist es schwierig, mit ihrer Behinderung umzugehen. Sie müssen immer wieder über ihre Behinderung nachdenken. Sie stellen sich immer wieder Fragen zu ihrer Behinderung. Sie stellen sich auch Fragen über sich selbst. Dieses Fragen hört nie auf. Die Behinderung ist ein Teil von ihnen.

- Künstler*innen mit Behinderung machen Kunst, weil sie es wollen. Sie machen nicht Kunst, um Menschen ohne Behinderung neue Ideen zu geben. Es ist auch nicht ihre Aufgabe, für gleiche Rechte im Kunstbetrieb zu kämpfen.
- Wenn man Kunst bewertet, dann ist es egal, ob jemand behindert ist. Eine Behinderung ist nur eine von vielen Eigenschaften.

Vielfältig denken?

„Es gibt Männer, die weiß sind. Sie sind nicht behindert und sie mögen Frauen. Einige Menschen sind so. Aber die meisten Menschen sind anders. Menschen sind alle unterschiedlich.“

Raúl

Im Jahr 2021 gab es einen Mord im Oberlinhaus. Darum ging es schon im Kapitel Selbstbestimmt leben. Nach dem Mord gab es einen Gedenk-Gottesdienst in der Nikolaikirche in Potsdam. Dort wurden 4 weiß angemalte Rollstühle gezeigt. Es waren keine Fotos der Toten zu sehen.

Das hat mich nachdenklich und wütend gemacht. Die Toten waren Martina W., Christian S., Lucille H. und Andreas K. Sie hatten alle ihre eigenen Geschichten. Aber in den Nachrichten wurde wenig über sie erzählt. Es wurde nur gesagt, dass sie behindert waren und dass die Tat sehr schlimm war.

Ich sage also: Die Berichte waren schlecht. Ich will aber noch etwas sagen.

Es gibt nämlich eine Gefahr: Manchmal konzentrieren wir uns zu sehr auf eine einzelne Sache. Dann vergessen wir die vielen verschiedenen Lebensweisen der Menschen.

Das passiert oft, wenn wir über Menschen mit Behinderung sprechen.

In meinem Buch schreibe ich auch über Inklusion und Menschen mit Behinderung. Man könnte sagen, dass ich das gleiche Problem habe. Ich stelle Behinderung als etwas Besonderes dar. Dabei vergesse ich die Vielfalt der Menschen. Aber alle Menschen sind unterschiedlich. Ich habe versucht, beim Schreiben des Buches daran zu denken. Deshalb war es mir wichtig, viele verschiedene Perspektiven zu zeigen. Trotzdem möchte ich in diesem Kapitel noch einmal über diese Gefahr nachdenken.

Es hat Folgen für den Behinderten-Aktivismus, wenn wir nicht vielfältig denken.

Was bedeutet vielfältig denken?

Menschen mit Behinderung sind alle unterschiedlich.
Es gibt viele verschiedene Arten von Behinderung.
Eine Behinderung ist nur ein Teil von einer Person.

Manchmal werden Menschen mit Behinderung unfair behandelt. Das kann verschiedene Gründe haben. Vielleicht liegt es an ihrer Behinderung. Es liegt vielleicht auch an anderen Dingen, zum Beispiel an der Hautfarbe oder am Geschlecht. Alle Teile von einer Person sind miteinander verbunden. Menschen, die viele dieser verbundenen Merkmale haben, werden schlechter behandelt. Das passiert in der Gesellschaft oft so.

Auch die Art und Weise, wie Menschen unfair behandelt werden, ist miteinander verbunden. Für diese Verbindungen gibt es ein Wort: Intersektionalität. Auf Deutsch bedeutet dieses Wort so etwas wie Vielfältigkeit.

Das heißt hier: Es gibt viele verschiedene Merkmale von einer Person, die dazu führen, dass sie schlecht behandelt wird.

Dieses Wort kommt von Dr. Kimberlé Crenshaw. Sie ist eine Juristin aus den USA. Sie hat das englische Wort Intersection genutzt.

Das Wort bedeutet auf Deutsch: Straßenkreuzung.

Dr. Kimberlé Crenshaw sagt:

„Denken Sie an eine Kreuzung mit viel Verkehr. Autos können aus verschiedenen Richtungen kommen. Und ein Unfall kann auch in jeder Richtung passieren. Manchmal passieren auch mehrere Unfälle gleichzeitig. Diskriminierung kann auch aus vielen Richtungen kommen. Sie kann auch mehr als nur einen Teil einer Person gleichzeitig betreffen.“

Crenshaw will damit sagen, dass es viele Gründe für Diskriminierung gibt.

Zum Beispiel bei einer Frau, die nicht weiß ist. Sie kann Rassismus und Sexismus gleichzeitig erleben.

Das bedeutet: Verschiedene Arten von Unterdrückung können sich überschneiden und sie können sich gegenseitig verstärken. Das nennt man die intersektionale Perspektive.

Diese Perspektive ist heute nicht nur bei Rassismus und Sexismus wichtig. Man kann sie auf alle Arten von Diskriminierung anwenden. Geschlecht, Rasse, Alter, Klasse, Fähigkeiten oder Sexualität wirken zusammen.

Der Vergleich mit der Straßenkreuzung soll zeigen: Wenn eine Person mehrere Diskriminierungs-Merkmale hat, dann ist ihr Risiko größer, verletzt zu werden.

Das ist so, als würde die Person mitten auf einer Straßenkreuzung stehen: Es können Autos aus verschiedenen Richtungen kommen, die sie verletzen.

Wenn wir über Inklusion und Diskriminierung sprechen, dann müssen wir viele Dinge beachten. Dazu gehören auch Erfahrungen mit mehrfacher Diskriminierung.

Ich habe mit einem ehemaligen Sportler über diese Zusammenhänge gesprochen. Er heißt Alhassane Baldé.

Die gemeinsame Erfahrung von Diskriminierung – Alhassane Baldé

Alhassane Baldé war früher mal Sportler.

Er ist Rennen im Rollstuhl gefahren. Als deutscher Sportler hat er 4-mal an den Paralympics teilgenommen. Das war in den Jahren 2004 und 2008 und 2016 und 2021.

Heute macht er andere Sachen. Er informiert zum Beispiel andere Menschen über Inklusion. Das Fachwort für diesen Job ist: Inklusions-Botschafter.

Er gibt auch Seminare. In den Seminaren spricht er über Ehrgeiz. Er spricht auch darüber, wie man mehr erreichen kann, als man denkt.

Raúl:

„Lieber Alhassane, du hast viele Medaillen gewonnen. Du hast bei Europa-Meisterschaften, Welt-Meisterschaften und bei den Paralympics mitgemacht. Das waren alles Sport-Veranstaltungen für Menschen mit Behinderung. Es waren also Para-Sport-Veranstaltungen.

Wie hast du den Para-Sport entdeckt?“

Alhassane Baldé:

„Ich komme aus Guinea.

Das ist ein Staat in West-Afrika. Bei meiner Geburt ist etwas schiefgegangen. Die Ärzte haben zu spät gemerkt, dass meine Mutter Zwillinge bekommt.

Ich habe nämlich noch einen Zwillings-Bruder.

Bei der Geburt haben mich die Ärzte aus Versehen verletzt. Dadurch habe ich eine Querschnitts-Lähmung bekommen. Das heißt: Ich kann meine Beine nicht bewegen.

In Guinea hätte ich mit meiner Krankheit wahrscheinlich nicht überlebt. Ich hatte aber einen Onkel in Deutschland. Er und seine Frau haben mich nach Deutschland geholt, weil ich hier bessere Chancen hatte. Sie haben mich adoptiert.

Das war aber schwierig. Mein Onkel und meine Tante haben lange dafür gekämpft. Am Ende hat es geklappt. Da war ich aber schon 5 Jahre alt.

Das war um das Jahr 1990 herum.

Mein Onkel und meine Tante wussten nicht, was ich als Kind mit Behinderung alles brauchte. Deshalb sind wir zusammen zu einer Reha-Messe gegangen.

Ich habe dort einen kleinen Renn-Rollstuhl gefunden.

Der Renn-Rollstuhl sollte eigentlich nur zum Spaß auf

der Messe sein. Aber er hat perfekt zu mir gepasst. Ich bin mit dem kleinen Rollstuhl durch die Messe gefahren. Das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Ich wollte gar nicht mehr damit aufhören.“

Raúl:

„Du bist als Schwarzer Junge mit Behinderung nach Deutschland gekommen. Wie war das für dich?“

Alhassane Baldé:

„Es war teilweise schwierig. Die anderen Kinder waren manchmal sehr gemein zu mir. Das fing an, als ich Deutsch konnte. Ab da habe ich Diskriminierung erlebt. Im Kindergarten lernst du schnell Deutsch. Aber du lernst auch schnell, was Rassismus ist. Zum Beispiel haben Kinder mich gefragt, ob ich Dreck im Gesicht habe. Oder sie haben gesagt, dass ihre Eltern zu Hause böse Dinge über mich gesagt haben. Die Kinder haben nicht verstanden, dass ich wegen meiner Behinderung nicht Fußball spielen kann. Außerdem waren mein Onkel und meine Tante ja nicht meine richtigen Eltern. Ich war adoptiert. Das fanden die Kinder und Erwachsenen auch komisch.“

Raúl:

„Die anderen Kinder haben dich also ausgeschlossen.
Wie hat dich diese Erfahrung beeinflusst?“

Alhassane Baldé:

„Ich habe mich oft allein gefühlt. Ich habe mich oft gefragt: Warum bin ich anders als die anderen Kinder im Kindergarten?

Am Anfang habe ich versucht, so zu sein wie sie. Ich habe zum Beispiel meine Oma gefragt, ob sie mir weiße Farbe kaufen kann. Damit wollte ich mein Gesicht anmalen.

Ich durfte auch oft nicht mitspielen. Das war wegen meiner Behinderung. Das wollte ich nicht akzeptieren.

Ich wollte mich schon immer viel bewegen.

Und ich wollte den anderen Kindern zeigen, dass ich es hinbekommen kann. Ich wollte unbedingt dazugehören.

Manchmal hat das geklappt, manchmal nicht.“

Raúl:

„Sport in der Schule war für mich immer schwierig wegen meiner Behinderung. Ich erinnere mich an die Bundes-Jugendspiele in der Schule. Das sind Sport-

Wettkämpfe. Ich wollte mitmachen und habe es auch getan. Aber ich habe mich dort nicht wohlfühlt.

Die Sport-Lehrerin hat mich gezwungen, einen Ball zu werfen. Der Ball flog nur 3 Meter weit. Ich habe mich sehr geschämt.

Wie ist es bei dir weitergegangen?

Hast du ähnliche Erfahrungen in der Schule gemacht?“

Alhassane Baldé:

„In der Schule fühlte ich mich anders als die anderen.

Ich hatte oft das Gefühl: Ich passe hier nicht rein.

Im Sport-Unterricht konnte ich nicht alles machen, wegen meiner Behinderung. Aber ich wollte immer alles versuchen. Manche Sport-Arten wie Bockspringen oder Weitsprung gingen aber einfach nicht.

Als Jugendlicher habe ich deshalb mit dem Para-Leistungs-Sport angefangen. Dort traf ich Menschen, die mich verstanden.

Das galt aber nicht für alle.

Manche Sportler*innen besuchten eine Schule für Menschen mit Behinderung. Körperbehinderte Schüler*innen waren dort geschützt. Sie konnten nicht verstehen, wie das Leben außerhalb dieser Einrichtung ist. Ihr Leben war ganz anders als meins.

Ich bin auf eine normale Schule gegangen.
Meine Eltern mussten dafür kämpfen. Dafür bin ich ihnen dankbar. Denn ich glaube: Das hat mir geholfen, besser klarzukommen. Ich habe mich viel mit meiner Herkunft und meiner Behinderung beschäftigt. Und ich habe mich mit meiner neuen Umgebung beschäftigt. Das hat mich stärker gemacht. Dadurch kann ich Dinge besser schaffen. Das ist meine Meinung heute. Früher konnte ich das nicht immer so sehen. Denn ich hatte auch viel zu kämpfen auf der normalen Schule.“

Raúl:

„In den letzten Jahren wurde viel über Rassismus geredet. In den USA gibt es zum Beispiel eine Protest-Aktion. Sie wurde ausgelöst, weil ein Polizist dort einen Schwarzen Jugendlichen getötet hat. Die Aktion heißt: Black Lives Matter. Das heißt übersetzt: Schwarze Leben zählen. Auch in Deutschland gibt es viele Menschen, die bei der Aktion mitmachen. Hast du dadurch schon eine Veränderung in deinem Leben bemerkt?“

Alhassane Baldé:

„Ja, die Leute sind offener zu mir. Sie haben eine bessere Meinung über mich. Ich merke, dass die Leute mehr über Rassismus wissen.

Ich denke, das liegt an den Medien. Die Medien zeigen jetzt: Die Kultur der Schwarzen Menschen ist cool.

Es gibt aber trotzdem noch viel Rassismus.

Zum Beispiel bei der Polizei. Auch ich erlebe oft Diskriminierung. Ich erinnere mich, dass ich im Internet beleidigt wurde.

Ich bin Sportler und einige Menschen haben Dinge gesagt wie: Warum startest du nicht für dein eigenes Land? Warum singst du die National-Hymne mit?

Einige Menschen sind immer noch sehr negativ.“

Raúl:

„Siehst du so eine Entwicklung auch beim Ableismus?“

Alhassane Baldé:

„Es wird mehr über das Thema Ableismus gesprochen, aber auch über andere Themen wie Barrierefreiheit und Selbstbestimmung. Die Aktivisten und Aktivistinnen machen auf die Themen aufmerksam.“

Das sind Aktivisten und Aktivistinnen wie du, Laura Gehlhaar und viele andere.

Ich denke, Menschen mit Behinderung werden jetzt besser gesehen und sie werden anders gezeigt.

Auch im Fernsehen ändert sich das Bild von Behinderung. Trotzdem wundern sich die Menschen manchmal, wenn ich mit meiner nicht-behinderten Partnerin unterwegs bin. Sie denken dann, das wäre meine Betreuerin. Oft denken sie auch, dass ich in einem Heim wohne.

Viele Menschen ohne Behinderung kennen sich mit dem Thema Behinderung nicht gut aus. Das merkt man einfach.

Ich war früher ein Leistungs-Sportler im Renn-Rollstuhl-Fahren. In vielen Ländern gibt es gute Bedingungen für diesen Sport. Es gibt gutes Training und Geld für die Sportler*innen. Die Menschen dort sehen den Sport als normal an. Sie nennen es nicht Para-Sport, sondern einfach Sport. In Deutschland können wir noch viel verbessern.“

Raúl:

„Wie können wir in der Behinderten-Bewegung mehrere Themen zusammenbringen?
Was denkst du darüber?“

Alhassane Baldé:

„Wir müssen mehr auf andere Menschen achten.
Wir müssen unsere eigene Welt verlassen.
Jeder Mensch lebt in seiner eigenen Welt. Aber es gibt Dinge, die uns verbinden.
Diskriminierung ist gegen die Menschen-Rechte und tut weh. Wir sollten weniger Vorurteile haben.
Wir sollten zusammen gegen Diskriminierung kämpfen und uns vernetzen. Wir sollten freundlicher miteinander umgehen. Toleranz und Offenheit sind wichtig. Wir sollten uns gegenseitig stärken und die richtigen Worte finden. Wir sollten nicht ausgrenzen.“

Vielfältiger denken oder: „Menschen sind keine Sammel-Karten“

Vielfältig denken bedeutet:

Wir verstehen, dass es Diskriminierung und Gewalt gibt.

Wir ignorieren diese Probleme nicht mehr.

Wir versuchen, etwas dagegen zu tun.

Das fängt schon damit an, wie wir reden.

Ich nenne mich jetzt Aktivist für Inklusion oder

Menschenrechts-Aktivist. Ich nenne mich nicht mehr

Behinderten-Aktivist. Das hat einen Grund: Ich finde es

wichtig, dass wir vielfältig denken.

Denn die Menschen sind alle unterschiedlich.

Das gilt auch für Menschen mit Behinderung.

Sie können behindert sein. Gleichzeitig können sie zum

Beispiel alt, lesbisch und Schwarz sein. Das sind dann

verschiedene Diskriminierungs-Merkmale.

Wir können jede Form der Diskriminierung einzeln

bekämpfen. Oder wir können uns verbinden,

uns austauschen.

Im Moment gibt es aber zu wenig Verbindung. Menschen mit Behinderung tun sich oft in verschiedenen Gruppen zusammen. Es ist aber besser, wenn wir zusammenarbeiten. Sonst passiert eine Abgrenzung gegen andere Menschen mit Behinderung. Darum ging es auch schon im Interview mit Horst Frehe im Kapitel Selbstbestimmt leben.

Diese Abgrenzung ist normal. Sie ist Teil vom politischen Prozess. Wir könnten aber mehr erreichen, wenn wir mehr miteinander reden. Wir müssen die Gemeinsamkeiten sehen. Und wir müssen verstehen, dass es trotzdem auch Unterschiede geben kann.

Das Thema vielfältig denken ist groß. Deshalb kann ich hier nur ein paar Gedanken dazu geben. Ich hole auch Meinungen von Experten und Expertinnen ein. Ich lerne immer noch dazu und versuche, mehrere Perspektiven zu sehen.

Das habe ich im Gespräch mit Ed Greve gelernt. Er arbeitet beim Migrations-Rat Berlin und bei der Kompetenzstelle für intersektionale Pädagogik. Die intersektionale Pädagogik schaut, wie die

verschiedenen Merkmale die Bildung beeinflussen. Sie hat das Ziel, dass Bildung für alle Menschen fair und gerecht ist. Dabei muss egal sein, welche Merkmale sie haben.

Raúl:

„Lieber Ed, was können Gruppen tun, um vielfältiger zu denken? Was können sie also tun, um mehrere Dinge gleichzeitig zu beachten?“

Ed Greeve:

„Es ist wichtig zu verstehen, dass Menschen zu vielen Gruppen gehören können. Man kann nicht einfach sagen, dass es nur eine Gruppe gibt. Denn wenn wir das tun, dann lassen wir manche Menschen außen vor. Das kann dazu führen, dass sich Menschen nicht mehr wohlfühlen. Sie fühlen sich dann nicht unterstützt und nicht sicher. Das hat die Jura-Professorin Dr. Kimberlé Crenshaw in ihren Büchern erklärt. Sie hat gesagt: Menschen sind keine Sammel-Karten, die man sortieren kann.

Es geht nicht darum, alle diskriminierten Gruppen zu sammeln. Es geht auch nicht darum, das Projekt zu starten, das am meisten vielfältig ist. Es ist nicht

wichtig, zu welcher Gruppe eine Person gehört. Wichtiger finde ich die Zusammenarbeit und Vernetzung von Gruppen oder Aktivisten und Aktivistinnen. Wenn die Gruppen zusammen an bestimmten Themen arbeiten, dann schauen sie aus vielen verschiedenen Blickwinkeln auf das Thema.“

Raúl:

„Was ist für die Arbeit im Migrations-Rat besonders wichtig? Wie kann man mehr politische Bildung und weniger Diskriminierung erreichen?“

Ed Greeve:

„Im Migrations-Rat sprechen wir über Menschen, die Rassismus erleben. Das ist die Gemeinsamkeit dieser Menschen. Wir überlegen als erstes, wer davon betroffen sein kann. Das sind verschiedene Gruppen von Menschen. Zum Beispiel Menschen mit Behinderung oder Menschen mit anderer Hautfarbe. Auch queere Personen oder trans- und cis-Personen können betroffen sein.

Dann treffen wir uns mit diesen Menschen. Zusammen fragen wir uns: Was brauchen wir alle, um teilhaben zu können?

Wir sprechen über Probleme, die wir haben.
Die Menschen sprechen nicht nur über ihre eigenen
Probleme. Sie sprechen über Probleme von vielen
Menschen in unserer Gesellschaft.
Danach schauen wir, was Rassismus in unserer
Gesellschaft macht. Und wir schauen, was
Behinderten-Feindlichkeit macht.
Wir sprechen darüber, was wir noch fordern wollen.
Die Menschen aus den verschiedenen Gruppen
arbeiten nicht allein, sondern zusammen.“

Raúl:

„Ich finde es wichtig, dass wir aufeinander aufbauen.
Denn oft arbeiten Gruppen bei der Inklusion getrennt
voneinander.“
Wenn ich frage: Wie können wir Vielfalt bei unserer
Arbeit berücksichtigen? Dann frage ich damit auch:
Wie können wir uns besser miteinander vernetzen?
Das gilt nicht nur für Aktivist*innen und Aktivistinnen,
sondern es gilt für alle Menschen.

Ich habe mit Fluff darüber gesprochen.
Fluff ist Influencer*in zu politischen Themen.

Das bedeutet: Fluff hat viel Einfluss auf die politischen Meinungen von Menschen.

Wir haben besprochen, was bei der Inklusion falsch läuft und wie es besser gehen kann.

„Wir müssen mehr auf die Überschneidungen achten. Nicht nur auf die einzelne Behinderung.“ – Fluff

Fluff ist Teil einer Gruppe namens minzgespinst.

Die Gruppe bietet Vorträge und Workshops an.

Die Themen sind: Queer sein, Feminismus und Aktivismus für Menschen mit Behinderung. Die Gruppe will, dass sich verschiedene Menschen vernetzen.

Es geht vor allem darum: Die Menschen sollen sich über Probleme bewusst werden. Und die Menschen mit Behinderung sollen stärker werden.

Fluff ist eine nonbinäre Person. Das bedeutet: Fluff ist kein Mann und keine Frau.

Raúl:

„Fluff, du hast gesagt, du bist lebende Vielfalt.
Kannst du das genauer erklären?“

Fluff:

„Ich wollte damit sagen, dass ich viele
Diskriminierungs-Merkmale habe. Deshalb habe

ich auch viele verschiedene Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht.

Ich bin queer und trans. Ich nehme Hormone, habe aber keine Operationen gemacht. Ich sehe sehr weiblich aus, fühle mich aber nicht als Mann oder Frau. Ich bin autistisch und habe psychische Probleme. Ich brauche Pflege, kann aber auch vieles allein machen.

Über Rassismus möchte ich nicht öffentlich sprechen. Das ist ein schwieriges Thema.

Ich setzte mich besonders für diese Themen ein: Geschlecht, Sexualität und Behinderung.“

Raúl:

„Wie merkst du diese Überschneidung von Diskriminierungs-Merkmalen bei dir?“

Fluff:

„Ein Beispiel ist die Überschneidung von den Diskriminierungs-Merkmalen Geschlecht und Behinderung.

Ich bin trans und autistisch.

Das ist manchmal schwierig.

An Orten für Autisten und Autistinnen fühle ich

mich zu trans. An queeren Orten fühle ich mich zu autistisch.

Zum Beispiel gibt es Diskussionen über geschlechtsneutrale Sprache. Autisten und Autistinnen sagen, dass sie Sonderzeichen schwer lesen können. Nicht-binäre Menschen sagen, dass Sonderzeichen wichtig sind. Denn sie machen alle Geschlechter sichtbar.

Ich fühle mich oft nicht gesehen von beiden Gruppen. Die Menschen sehen nicht, dass Autismus an queeren Orten Probleme machen kann. Und umgekehrt ist das auch so. Sie tun so, als können verschiedene Diskriminierungs-Merkmale nicht gleichzeitig da sein. Aber ich lebe in beiden Welten. Und das wird oft vergessen.“

Raúl:

„Manchmal denke ich, dass Menschen mit Behinderung sich und andere Menschen oft in Gruppen einteilen.

Wenn es um Barrierefreiheit geht, dann fällt mir auf: Menschen mit Behinderung achten besonders auf die Barrieren, die sie selbst betreffen.“

Fluff:

„Die Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung ist groß und die Menschen sind unterschiedlich.

Das ist gut und schlecht zugleich.

Es gibt nicht nur eine Art von Aktivismus für Menschen mit Behinderung.

Es gibt viele verschiedene Arten.

Zum Beispiel Aktivismus für blinde Menschen, für Menschen im Rollstuhl oder für autistische Menschen.

Man kann die Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung in 3 Gruppen einteilen:

- Menschen mit geistiger Behinderung
- Menschen mit körperlicher Behinderung
- Menschen mit psychischer oder neurologischer Behinderung.

Jede Gruppe hat andere Bedürfnisse. Da kann es schwierig sein, eine Lösung zu finden. Jede Gruppe hat eine andere Wahrnehmung von sich. Und jede Gruppe wird auch von außen anders wahrgenommen.“

Raúl:

„Du hast einen guten Punkt angesprochen.

Ich möchte dazu noch etwas sagen.

Früher habe ich meine Behinderung kleiner gemacht.

Ich habe gesagt: Ich sitze im Rollstuhl, aber es gibt Menschen, die mehr behindert sind als ich. Heute weiß ich, dass das nicht richtig war. Ich wollte damit sagen, dass meine Behinderung nicht so schlimm ist. Ich wollte keine Last sein und mich mit nicht-behinderten Menschen vergleichen. Aber damit habe ich andere behinderte Menschen schlechter gemacht. Das wollte ich eigentlich nicht.“

Fluff:

„Ich verstehe das gut. Menschen mit Behinderung haben oft das Gefühl, dass schnell über sie geurteilt wird. Die Menschen machen das oft.

Ich werde zum Beispiel oft gefragt, ob ich wirklich behindert bin. Ich kann sehen, sprechen und sitze nicht im Rollstuhl. Die Menschen sehen, dass ich auf einer Bühne stehe und Workshops leite. Sie sehen nicht, dass ich danach Tage im Dunkeln brauche. Das liegt an meinem Autismus und an den vielen Reizen.

Je nach Behinderung haben die Menschen verschiedene Erwartungen an uns. Das prägt uns und führt zu Abstufungen in unserer Gemeinschaft.“

Raúl:

„In der Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung gibt es also große Unterschiede. Macht es das schwieriger, vielfältiger zu denken? Oder kann das auch gut sein?“

Fluff:

„Die Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung ist groß. Deshalb sind dort eigentlich alle Diskriminierungs-Merkmale vorhanden. Manche Menschen sind von Geburt an behindert, andere werden es später. Du kannst diskriminiert werden und zusätzlich behindert sein. Du kannst eine Frau sein und behindert sein. Du kannst eine trans-Frau sein und behindert sein. Du kannst eine Schwarze trans-Frau sein und behindert sein. Du kannst mehrere Behinderungen haben und so weiter. In der Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung kann jeder Mensch auch noch andere Diskriminierungen erleben. Das macht die Situation komplizierter, aber es gibt auch positive Seiten.“

Raúl:

„Wie können wir es als Aktivist*innen mit Behinderung schaffen, vielfältiger zu denken?“

Fluff:

„Wir müssen mehr auf Überschneidungen achten. Nicht nur auf einzelne Behinderungen. Es ist wichtig, sich mit der eigenen Behinderung zu beschäftigen. Das kann helfen, sich selbst besser zu verstehen und politisch aktiv zu werden. Aber wir müssen auch sehen, was andere Menschen für Probleme haben. Wir dürfen nicht nur unsere eigenen Probleme sehen. Das ist wichtig, um vielfältiger zu denken. Aber das ist auch schwer. Denn viele Menschen haben schon genug mit ihren eigenen Diskriminierungen und Barrieren zu tun. Vielfältig zu denken bedeutet aber nicht, dass jeder Mensch alles lernen muss über die verschiedenen Formen von Diskriminierung. Es ist aber gut, wenn wir Unterstützer*innen für die anderen diskriminierten Gruppen werden. Auch wenn wir selbst nicht dazugehören. Wir sollten die Wünsche der diskriminierten Gruppen ernst nehmen. Vielleicht können wir sie sogar unterstützen.“

Wir sollten auch auf den verstärkenden Effekt aufpassen:
Wenn eine Person viele Diskriminierungsmerkmale hat, dann hat das auch viele Folgen für ihren Alltag.“

Raúl:

„Das ist ein sehr wichtiger Punkt!
Ich möchte gerne noch über etwas anderes mit dir reden. Es geht um die Sicht auf bestimmte Gruppen. In den letzten Jahren hat sich Vieles geändert. Einige Gruppen waren früher am Rand und sind jetzt mehr in der Mitte. Die Gruppen sind also wichtiger geworden in unserer Gesellschaft. Zum Beispiel die Gruppe der queeren Menschen oder die Gruppe der Schwarzen Menschen. Das sieht man in Serien, Mode und Musik.
Warum ist das bei der Bewegung der Menschen mit Behinderung nicht so?“

Fluff:

„Die Gruppe von Menschen mit Behinderung ist unterschiedlich. Die Menschen mit Behinderung haben viele verschiedene Bedürfnisse und Meinungen. Das macht es schwer, alle gleich zu behandeln.“

Und es ist schwer, sie interessant zu machen. Die meisten Menschen kennen die Gruppen, die du als Beispiele genannt hast. Das liegt daran, dass die meisten Menschen in unserer Gesellschaft diese Gruppen gut verstehen können. Deshalb sind diese Gruppen auch interessant, um Geschäfte zu machen. Der Christopher Street Day ist inzwischen mehr eine Party als ein Protest. Deshalb kann man jetzt gut Sachen in Regenbogen-Farben verkaufen. Man kann auch ein Bild von 2 Männern, die sich küssen, für Werbung nutzen. Oder man kann Werbung für Eis machen, mit Bildern von weißen Menschen, die versuchen, Schwarz auszusehen. Queere Kultur und Kultur von Schwarzen Menschen ist jetzt cool. Damit kann man viel Geld verdienen. Aber das Geld geht meistens nicht an die Menschen in diesen Gruppen, sondern an Menschen mit Privilegien. Also an Menschen, die selbst nicht diskriminiert werden.“

Raúl:

„Kann man mit Behinderung auch Geschäfte machen? Können Menschen mit Behinderung sexy sein und vermarktet werden?“

Ich denke da zum Beispiel an Peter Dinklage.
Er ist ein Schauspieler und er ist kleinwüchsig.
Er hat in der Serie Game of Thrones mitgespielt.
Er wurde schon oft zum Sexiest Man Alive gewählt.“

Fluff:

„Viele Menschen sehen Behinderung immer noch als ein Problem oder als eine Krankheit. Aber viele Dinge und Personen werden erst beliebt, wenn sie nicht mehr mit Behinderung verbunden sind.

Zum Beispiel die Brille. Sie war früher nur zum Sehen da. Jetzt ist sie auch ein Mode-Artikel.“

Ich frage mich, ob cool zu sein uns wirklich hilft, anders zu denken. Ich sehe, wie andere Gruppen von der Gesellschaft ausgenutzt werden.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich will, dass die Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung cool wird.

Es gibt heute alternative Christopher Street Days. Diese Veranstaltungen haben nichts mehr mit der ursprünglichen Idee zu tun.

Auch bei dem Thema Behinderung sehe ich viele Dinge kritisch.

Firmen sagen zum Beispiel, dass sie Produkte in Werkstätten für Menschen mit Behinderung machen lassen. Sie stellen das als etwas Gutes dar. Aber das ist nicht wirklich inklusiv.“

Raúl:

„Ich bin ganz deiner Meinung. Es ist gefährlich, wenn man nur so tut, als ob man Inklusion macht. Wir müssen gut überlegen, was für alle Menschen gut ist. Ich frage mich aber, ob die Pride-Bewegung ein Vorbild sein kann.

Die Pride-Bewegung setzt sich für die Rechte von LGBTQ+-Menschen ein. Die Pride-Bewegung hat sich selbst stark gemacht und ihr Bild von sich selbst verändert. Kann das auch ein Vorbild für die Behinderten-Bewegung sein?“

Fluff:

„Ich finde, die Krüppel-Frauen sind ein gutes Vorbild. Die Krüppel-Frauen waren eine Gruppe von Frauen mit Behinderung. Sie haben sich selbst so genannt. Sie haben für die Rechte von Frauen mit Behinderung gekämpft.

Als behinderte trans-Person hat mich diese Gruppe stark gemacht. Die Krüppel-Frauen haben wichtige Arbeit geleistet.

Sie wurden in der Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung diskriminiert. Und sie wurden in der feministischen Bewegung nicht anerkannt.

Denn sie sind behindert und gleichzeitig Frauen.

Sie haben also mehrere Diskriminierungs-Merkmale.

Die Krüppel-Frauen haben gesagt: Wir passen in die beiden Gruppen nicht rein. Deshalb brauchen wir unsere eigene Gruppe.

Sie haben uns gezeigt: Unterschiede sind normal und waren schon immer da. Wir müssen das akzeptieren.

Und wir müssen das bei unserer Arbeit beachten.

Die Krüppel-Frauen hatten schon damals eine intersektionale Sichtweise. Sie haben also vielfältiger gedacht. Aber sie haben das noch nicht so genannt.“

Wie können wir uns besser miteinander verbinden?

Und wie kann es mehr Vielfalt geben?

Die Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung ist unterschiedlich. Wir sollten uns mehr vernetzen.

Wir sollten auch die Probleme der anderen Menschen mit Behinderung sehen. Es geht nicht nur um unsere eigenen Probleme. So können wir inklusiver werden.

Wichtige Punkte aus diesem Kapitel:

- Es ist gut und wichtig, über große und allgemeine Probleme zu sprechen. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, wie es einzelnen Menschen geht. Die einzelnen Menschen machen ihre eigenen Erfahrungen mit Diskriminierung. Und sie werden oft wegen verschiedenen Merkmalen diskriminiert. Die Diskriminierung passiert dann mehrfach.
- Verschiedene Gruppen von Menschen mit Behinderung haben Gemeinsamkeiten. Sie bauen aufeinander auf.

Wir müssen miteinander reden.

Nur so kommen wir als Gesellschaft weiter.

- Im Aktivismus von Menschen mit Behinderung gibt es verschiedene Gruppen. Jede Gruppe setzt sich besonders für ihre eigenen Themen ein. Das ist gut und wichtig. Aber wenn wir uns alle vernetzen, können wir noch mehr erreichen.

Wir können uns dann besser unterstützen.

- In der Gemeinschaft der Menschen mit Behinderung gibt es viele verschiedene Menschen. Wir müssen das mehr zeigen. Wir können zum Beispiel mehr aufklären. Wir sollten mehr miteinander reden.

- Wir müssen auf die Bedürfnisse von verschiedenen Gruppen achten. Es gibt Barrieren für den Zugang zu Gruppen. Diese Barrieren müssen wir abbauen.

- Wir müssen es nicht schaffen, dass viele Menschen uns mögen. Menschen mit Behinderung müssen nicht sexy werden. Das hat nichts mit Gleichberechtigung zu tun.

Wir sollten uns aber anschauen, wie es bei der Gruppe der queeren Menschen oder bei der Gruppe der Schwarzen Menschen gewesen ist. Diese Gruppen werden jetzt besser gesehen. Wenn wir besser gesehen werden wollen, dann müssen uns viele Menschen zuhören. Sie müssen sich mit uns treffen und mit uns reden. Dann können sie uns besser verstehen.

Teil 3:

Was hilft uns wirklich weiter?

Welche Dinge bringen eine echte Veränderung?

Wir haben in Teil 2 über ungelöste Fragen der Inklusion gesprochen. Dabei haben wir gesehen:

Wir können Inklusion nur ganz verstehen, wenn wir alles ansehen und anhören. Hier sind einige Beispiele dazu:

Alle Menschen können nur gleichberechtigt arbeiten, wenn es keine Barrieren in der Privatwirtschaft gibt. Privatwirtschaft heißt: Betriebe und Geschäfte, die nicht dem Staat gehören.

Menschen mit Lernschwierigkeiten oder geistiger Behinderung können auch Politik machen. Aber dafür brauchen sie Informationen, die sie verstehen können. Das sind zum Beispiel Informationen in Einfacher Sprache. Und in der Schule müssen alle etwas über Politik lernen.

In der Inklusion gibt es viele Themen-Bereiche. Diese Bereiche sind eng miteinander verbunden. Das wurde in Teil 2 dieses Buches klar.

Hier sehen wir 2 wichtige Dinge für echten Fortschritt bei der Inklusion:

1. Es geht um Politik.

Man sollte bestimmte Gesetze ändern.

Zum Beispiel kann eine Strafe härter werden, wenn jemand gegen Menschen-Rechte verstößt. Und man kann Systeme anders organisieren und bezahlen. Dabei geht es zum Beispiel um das Bildungs-System oder das Werkstatt-System.

2. Menschen mit Behinderung sollen gute Beratung bekommen. Sie müssen auch Rechtsvertretung bekommen. Das muss in unserer Gesellschaft ganz normal werden.

Aus politischen Forderungen entwickeln sich neue Gesetze. Das ist wichtig für echte Inklusion. Denn die Gesetze legen Regeln für unser Zusammenleben fest.

Aber Gesetze können nicht alles verändern. Sie ändern zum Beispiel nicht, wie nicht-behinderte Menschen behinderte Menschen sehen. Man kann den Menschen nicht vorschreiben, wie sie denken und fühlen sollen.

Ich glaube, dass Kultur auch wichtig für Veränderung ist. Mit Kultur meine ich nicht nur Kunst. Ich meine auch, wie wir zusammenleben. Und ich meine, was wir wichtig finden und wie wir uns verhalten.

Wenn wir Inklusion besser machen wollen, dann sind 2 Bereiche besonders wichtig: die Politik und die Kultur. Wenn sich etwas ändert, dann passiert das immer in beiden Bereichen zusammen.

In Teil 2 habe ich mit verschiedenen Menschen gesprochen. Wir haben politische Forderungen aufgestellt. Und wir haben Wege gezeigt, wie man die Politik ändern kann.

Ich möchte, dass Sie als Leser*innen dieses Buches die Gesetze verstehen. Sie sollen auch die politischen Diskussionen verstehen. Dann können Sie besser in der Politik mitmachen.

Wir müssen weiter für Veränderungen in der Politik kämpfen. Das können wir bei Demonstrationen oder in politischen Arbeitsgruppen tun. Wir können auch wählen gehen.

Aber nicht jeder hat die Kraft oder die Zeit, sich immer politisch einzusetzen. Und nicht jeder will es. Das ist okay und verständlich. Besonders, weil politische Veränderungen oft langsam passieren. Außerdem kann jeder nur begrenzt etwas tun.

In Teil 3 des Buches geht es um Kultur. Kultur ist jeden Tag wichtig für uns. Kultur ist wichtig für das, was wir denken. Und sie ist wichtig für unsere Gespräche mit anderen. In diesem Teil des Buches werde ich Wege suchen, wie Kultur zu Inklusion beitragen kann.

Ich möchte eine neue Sicht auf das Thema Behinderung erreichen. Deshalb versuche ich zu beschreiben, wie eine inklusive Gesellschaft aussehen kann. In dieser Gesellschaft sind Menschen mit Behinderung nicht mehr von anderen getrennt. Sie sind ein normaler Teil von allem.

Zu Anfang möchte ich Ihnen Al Etmanski vorstellen. Er ist ein Aktivist aus Kanada. Ich habe ihn bei meinem Ashoka-Fellowship getroffen. Das Ashoka-Fellowship ist ein Programm. Es hilft besonderen Unternehmern und Unternehmerinnen, die soziale Projekte machen.

Eine neue Kultur

Ich kenne Al Etmanski.

Er hat eine Gemeinschaft gegründet.

Etmanski will viel erreichen und hat viele neue Ideen.

Er hat ein Projekt namens Planned Lifetime Advocacy Network. Die Abkürzung ist: PLAN.

PLAN beschäftigt sich mit einer bestimmten Frage zum Thema Inklusion. Manche Menschen brauchen Hilfe und werden von ihren Eltern unterstützt. Die Frage ist: Was passiert, wenn die Eltern sterben?

Etmanski will eine starke Gemeinschaft. Durch sein Projekt PLAN sollen Netzwerke von Personen entstehen.

Diese Personen sind wichtig im Leben des Menschen, der Hilfe braucht. Die Personen helfen in vielen Bereichen. Sie helfen zum Beispiel bei Gefühlen, bei Beratung oder bei Dingen, die man zum Leben braucht. Das Projekt PLAN hilft dabei, die Netzwerke zu organisieren. Immer steht der einzelne Mensch im Mittelpunkt.

Etmanski hat keine Behinderung.

Er ist Vater einer Tochter mit Down-Syndrom.

Er hat mich beeindruckt. Viele Eltern von Kindern mit Behinderung denken, dass es ohne sie nicht geht. Sie denken, dass niemand anderes ihren Kindern so gut helfen kann wie sie selbst. Etmanski denkt das nicht. Er ist ein echter Freund und Helfer.

Etmanski setzt sich für Menschen mit Behinderung ein. Er hilft zum Beispiel bei einer Aktion. Die Aktion will ein Bedingungsloses Grund-Einkommen für Menschen mit Behinderung in Kanada. Bei einem Bedingungslosen Grund-Einkommen bekommen Menschen Geld zum Leben. Die Aktion heißt Disability without Poverty. Das ist Englisch und heißt: Eine Behinderung haben, aber nicht in Armut leben.

Etmanski will echte Veränderungen schaffen. Er denkt nicht darüber nach, warum etwas nicht geht. Er denkt darüber nach, wie es gehen kann. Darum habe ich für dieses Buch zu ihm Kontakt aufgenommen. Wir haben über unsere Projekte gesprochen. Aber seine Meinung über das Thema Behinderung hat mich besonders begeistert.

Al Etmanski und seine Frau Vicky Cammack haben nach der Geburt ihrer Tochter Liz etwas Wichtiges verstanden: Liz hat das Down-Syndrom. Aber Liz wird nicht durch ihr Down-Syndrom eingeschränkt. Sie wird dadurch eingeschränkt, wie die Gesellschaft Liz und andere Menschen mit Behinderung sieht. Deshalb haben Al Etmansky und Vicky Cammack später das Projekt PLAN gegründet.

Ein wichtiger Gedanke bei diesem Projekt ist:

„Es ist wichtig, welche Einstellung die Menschen gegenüber Menschen mit Behinderung haben. Und es ist wichtig, wie die kulturelle Sicht auf Menschen mit Behinderung ist. Diese Dinge sind der Grund für alle Probleme, die Menschen mit Behinderung haben. Kultur ist wie ein Anker, den man nicht sieht. Egal wie stark der Wind weht, der Anker hält das Schiff fest.“

Mit Kultur ist hier nicht nur Kunst gemeint. Es geht um Meinungen in der Gesellschaft. Es geht um Meinungen zum Thema Behinderung. Wir haben schon einige Ideen von Behinderung kennengelernt.

Wir haben zum Beispiel das Medizinische Modell und über das Soziale Modell von Behinderung kennengelernt. Diese Ideen können Beispiele dafür sein, wie Behinderung in der Gesellschaft wahrgenommen wird.

Etmanski sagt, dass es bestimmte Ansichten über Behinderung gibt. Diese Ansichten verhindern eine echte Veränderung. Die Ansichten sind alt. Sie werden immer wieder von den Menschen wiederholt. Sie werden zum Beispiel von einer Generation an die nächste Generation weitergegeben. Das ist auch Kultur. Und deshalb sagt Etmanski, dass die Kultur wie ein Anker ist. Der Anker hält uns fest. Er lässt uns nicht vorankommen. Das heißt: Kultur kann auch verhindern, dass wir besser werden.

Das passt zu meiner eigenen Idee. Ich habe darüber schon am Anfang dieses Buches geschrieben. Wir müssen in unserer Kultur anders über Inklusion denken. Das ist wichtig, um Inklusion zu erreichen. Und das ist auch wichtig, um in der Politik etwas zu ändern.

Diese Idee klingt erstmal schwer. Sie ist aber eigentlich einfach. Ein Beispiel sind Gesetze zur Barrierefreiheit. Sie müssen auch in der Privatwirtschaft gelten. Das ist eine einfache politische Forderung. Aber es ist schwer,

diese Forderung durchzusetzen. Denn viele Leute sehen Behinderung als Schwäche an. Wenn alle Menschen ihre Meinung ändern, dann ist es etwas anderes. Es ist etwas anderes, wenn man Barrierefreiheit als ein Recht für alle sieht. Dann ist Barrierefreiheit nicht mehr als etwas, das nur für eine kleine Gruppe wichtig ist und Geld kostet. Dann hat die politische Forderung mehr Kraft.

Etmanski hat ein neues Buch geschrieben.

Es heißt: The Power of Disability.

Das ist Englisch und bedeutet auf Deutsch:

Die Kraft der Behinderung.

Etmanski sagt in seinem Buch, dass Behinderung keine Schwäche ist. Und dass es falsch ist, Behinderung als Schwäche zu sehen. Er sagt auch, dass Menschen mit Behinderung einen großen Einfluss auf die Kultur haben können. Etmanski will, dass wir nicht nur auf die Nachteile von Behinderung schauen. Wir sollen auch sehen, was Menschen mit Behinderung alles für die Kultur tun können. Etmanski zeigt uns 5 kulturelle Kräfte. Diese Kräfte können die Sicht auf das Thema Behinderung verändern.

- **Die Kraft der Mehrheit:**

Behinderte Menschen sind viele.

Es gibt weltweit 1,2 Milliarden Menschen mit Behinderung. Wenn man Familie und Freunde der Menschen mit Behinderung dazu zählt, sind es 4,6 Milliarden Menschen. Das ist mehr als die Hälfte aller Menschen auf der Welt. Diese Menschen haben persönlich mit Behinderung zu tun. Diese Gruppe wird oft übersehen, obwohl sie so groß ist.

- **Die Kraft der Inklusion**

Menschen mit Behinderung gibt es in allen Gruppen. Zum Beispiel bei Männern, Frauen und anderen Geschlechtern. Und es gibt Menschen mit Behinderung in allen Kulturen, Religionen, sexuellen Orientierungen, Lebensformen und Altersgruppen.

Menschen mit Behinderung gehören oft zu verschiedenen Gruppen einer Minderheit, die Diskriminierung erfährt. Das Fachwort dafür ist: Intersektionalität.

Diese Vielfalt hilft behinderten Menschen und ihren Freunden und Freundinnen dabei, etwas zu verstehen.

Nämlich, dass Unterschiede normal sind und man sich darüber freuen sollte.

- **Die Kraft der neuen Ideen**

Die Welt ist oft für Menschen ohne Behinderung gemacht. Auf die Bedürfnisse und Rechte von Menschen mit Behinderung wird nur selten eingegangen. Sie müssen viele Probleme für sich lösen. Deshalb sind Menschen mit Behinderung sehr gut darin, neue Lösungen zu finden. Und viele dieser Lösungen können auch Menschen ohne Behinderung helfen. Lösungen finden zu können, ist eine tolle und wichtige Fähigkeit für alle.

- **Die Kraft der Echtheit**

In unserer Kultur legt man viel Wert auf Individualität, Unabhängigkeit und Stärke. Es gibt viele Geschichten darüber. Dabei vergessen wir, dass wir Probleme besser zusammen lösen können. Die Bewegung für Menschen mit Behinderung zeigt uns andere Geschichten. Diese Geschichten sind echt und zeigen: So kann es anders gehen.

- **Die Kraft des Zusammenhalts**

Es gibt sehr viele Menschen mit Behinderungen. Darunter gibt es viele Menschen, die noch weitere Vielfaltsmerkmale haben. Das heißt: Sie kennen sich mit unterschiedlichen Problemen aus. Und es gibt viele Menschen ohne Behinderung, die die Anliegen von behinderten Menschen ernst nehmen und ihnen zur Seite stehen. Diese Menschen nennt man Allies. Das ist ein englisches Wort. Diese Gruppen von Menschen bilden einen großen Teil der Gesellschaft. Das heißt auch, dass es darin viele unterschiedliche Blickwinkel gibt. Deshalb kann uns das Thema Behinderung alle verbinden. Das ist besonders in Zeiten wichtig, in denen wir unsicher sind oder uns streiten.

Ich finde die Ideen von Al Etmanski gut. Er will, dass wir anders über Behinderung denken. Wir können über seine Ideen zu den Kräften der Behinderung reden. Einige dieser Ideen habe ich schon in diesem Buch beschrieben. Zum Beispiel im Kapitel Vielfältig denken.

Ich finde auch gut, dass Al Etmanski sagt, dass behinderte Menschen viele sind. Daraus kann man viel machen. Ich möchte noch über 2 Dinge sprechen, die ich für das Thema Behinderung besonders wichtig finde:

Wir sollten nicht vergessen, dass eine Behinderung auch Schwierigkeiten mit sich bringt. Denn sonst vergessen wir die schmerzhaften Erfahrungen der Betroffenen.

Und wir vergessen, dass Menschen mit Behinderung oft benachteiligt werden. Das passiert durch Ableismus. Ableismus zeigt sich zum Beispiel in Meinungen vieler Menschen. Wir müssen über die Erfahrungen von Menschen mit Behinderung besser nachdenken. Und wir müssen diese Probleme sehen und darüber sprechen. Nur so können wir etwas ändern.

Ich denke, der erste Schritt zu einem neuen Denken kann nicht bei allen Menschen gleichzeitig beginnen. Es sollte zuerst bei Menschen mit Behinderung passieren. Sie sollten die ersten sein, die neu über sich als behinderte Menschen nachdenken. Sonst reden wieder andere Menschen über Menschen mit Behinderung.

Menschen mit Behinderung sollen aber ihre eigenen Geschichten erzählen.

Im nächsten Teil erzähle ich von einem besonderen Weg zu einem neuen Denken.

Dabei geht es um den Begriff Disability Pride. Es ist ein englischer Begriff und heißt, dass man mit einer Behinderung auch stolz sein kann.

Disability Pride: Stolz auf Behinderung

Ein wichtiges Wort in der LGBTQ-Gemeinschaft ist „Pride“. Es geht darum, dass man stolz ist auf das eigene sexuelle und geschlechtliche Selbstbild. Die LGBTQ-Gemeinschaft feiert, dass es sie gibt und dass sie überlebt hat. Sie feiert auch den Kampf für Menschen-Rechte. Sie kämpfen gegen den Hass auf queere Menschen. Auch Menschen mit Behinderung können das verstehen. Bei den bekannten Pride-Paraden feiert man diesen Stolz. Man macht ihn für alle sichtbar. Der Monat Juni ist diesem Stolz gewidmet. Das englische Wort für Stolz ist Pride. Man nennt den Juni auch Pride Month, also Stolz-Monat.

Es gibt etwas Ähnliches im Juli: den Stolz-Monat der Menschen mit Behinderung.

Auf Englisch heißt er Disability Pride Month.

Davon wissen in Deutschland aber nur wenige Menschen.

Der Juli ist ein Monat für Menschen mit Behinderung.

Er erinnert an ein Gesetz in Amerika von 1990.

Das Gesetz heißt Americans with Disabilities Act.

Die Abkürzung ist: ADA.

Es bedeutet: Gesetz über Amerikaner mit Behinderungen.

Damals haben Menschen für mehr Rechte für Menschen mit Behinderung gekämpft. Menschen mit Behinderung sollten die gleichen Bürger-Rechte wie alle anderen haben. Mit ADA wurde das umgesetzt. Man feiert diesen Erfolg jedes Jahr im Juli. Aber Stolz von Menschen mit Behinderung bedeutet noch mehr als das. Beim Stolz-Monat der Menschen mit Behinderung geht es auch darum, dass Menschen mit Behinderung sichtbar werden. Es geht darum, gegen Ausgrenzung zu kämpfen. Und es geht darum, die Sicht auf die eigene Behinderung zu feiern.

Damit hatte ich Probleme. Ich wusste nicht, warum ich als behinderter Mensch stolz sein sollte. Durch meine Behinderung hatte ich Schmerzen. Andere Menschen hatten Probleme wegen meiner Behinderung. Ich dachte, ich bin das Problem. Ich hatte Schuldgefühle und ich habe mich wegen meiner Behinderung geschämt. Mit der Zeit habe ich verstanden, dass das falsch war. Es war eine Form von Ableismus, die ich von anderen Menschen gelernt hatte. Das gibt es oft in der Gesellschaft. Dazu können Sie noch einmal das Kapitel in Teil 1 lesen. Es heißt: Normal und nicht normal. Heute schäme ich mich nicht mehr für meine Behinderung. Ich habe sie als Teil von mir akzeptiert.

Ich habe eine Behinderung. Das ist natürlich jeden Tag so. Ich habe viele schlechte Erfahrungen damit gemacht. Aber ich merke, dass die schlechten Erfahrungen nicht von der Behinderung kommen. Sie kommen von dem, was andere Leute über meine Behinderung denken. Es ist für mich schwer, stolz auf meine Behinderung zu sein. Das liegt daran, wie wir das Wort stolz verstehen. Stolz kann bedeuten, dass man sich selbst achtet. Jeder Mensch sollte das dürfen, ohne dass andere Leute Einfluss darauf haben. Mit Stolz von Menschen mit Behinderung meine ich nicht, dass man sich selbst gut findet. Für mich bedeutet es, dass man sich mit seiner Behinderung auseinandersetzt. Die Behinderung ist ein Teil von mir. Darüber nachzudenken ist ein befreiender Prozess. Und es kann mir viel Kraft geben.

Jeder Mensch mit Behinderung soll selbst entscheiden, wie er mit seiner Behinderung umgeht. Denn jeder Mensch hat seine eigene Geschichte und seine eigenen Erfahrungen. Und jeder Mensch sieht die Welt auf seine eigene Art und Weise. Stolz von Menschen mit Behinderung bedeutet nicht, dass alle Menschen mit Behinderung ihre Behinderung gut finden müssen. Das entscheidet jeder Mensch für sich selbst.

Ich kann nur sagen, warum ich meine Behinderung heute anders sehe. Und warum ich heute stolz den Stolz-Monat der Menschen mit Behinderung feiern kann.

Ich habe mich lange wegen meiner Behinderung schlecht gefühlt. In diesem Buch spreche ich oft über diese Erfahrung. Man nennt das auch: Internalisierten Ableismus.

Ich habe viel über die Gesellschaft nachgedacht. Darum mag ich mich selbst jetzt mehr.

Ich denke viel darüber nach, warum ich mich geschämt habe und unsicher war. Und ich verstehe jetzt, dass die Gesellschaft dazu beigetragen hat, dass ich mich schlecht fühle. Dadurch, dass ich das verstanden habe, geht es mir besser. Es ist aber schwer, diese negativen Gefühle loszuwerden. Besonders, wenn die Gesellschaft weiterhin ein negatives Bild von Menschen mit Behinderung verbreitet. Man kann viel Diskriminierung erleben.

Für mich war es wichtig, andere Menschen mit Behinderung kennenzulernen. Durch diesen Kontakt und die Gespräche konnte ich neu über Behinderung nachdenken.

Ich treffe oft andere Menschen mit Behinderung.
Das passiert persönlich und digital. Wir reden und
diskutieren zusammen. Und wir haben gemeinsame Ziele.
Ich fühle mich mit diesen Menschen verbunden.
Das Gefühl ist da, auch wenn wir uns nicht kennen.
Unsere gemeinsamen Erfahrungen geben mir Kraft.
Ich fühle mich nicht mehr allein mit meinen Problemen.
Deshalb sehe ich meine eigene Behinderung jetzt anders.

Früher habe ich nur die schlechten Seiten meiner
Behinderung gesehen. Heute sehe ich auch die guten
Seiten. Ich musste lernen, Probleme zu lösen.
Deshalb nenne ich mich selbst Problemlöser.
Ich sehe die Welt anders als andere Menschen. Das ist wie
bei Al Etmanski und seiner Kraft der neuen Ideen.

Ich bin stolz auf meine Behinderung.
Ich will mich nicht mehr verstecken.
Ich schäme mich nicht mehr wegen meiner Behinderung.
Und ich habe meine Behinderung akzeptiert.
Ich habe eine Behinderung und ich gehöre zu dieser Welt.
Es wäre einfacher, wenn alle Menschen eine Behinderung
als etwas Normales sehen würden.

Können wir das erreichen?

Und wenn ja, wie?

Darüber möchte ich im nächsten Teil sprechen.

Wir kommen nur voran, wenn wir uns treffen

Die Veränderung der Kultur beginnt bei jedem Einzelnen und in der Behinderten-Bewegung. Aber Menschen mit Behinderung müssen die Gesellschaft nicht überzeugen. Alle Menschen müssen bei der Inklusion mitmachen. Menschen mit Behinderung können aber oft nicht mitmachen. Sie werden nicht als normaler Teil der Gesellschaft gesehen. Sie leben in Sonderbereichen und werden deshalb ausgeschlossen. Die Sonderbereiche sind zum Beispiel Förderschulen, Werkstätten für Menschen mit Behinderung und Pflegeheime.

Das ist unser Problem.

Wir müssen diese Sonderbereiche abschaffen.

Das ist eine Aufgabe für die Politik. Denn diese Sonderbereiche sind keine Schutzräume für Menschen mit Behinderung. Durch diese Sonderbereiche muss sich die Mehrheit nicht mit behinderten Menschen beschäftigen. Das müssen wir in Zukunft anders machen.

Diese Veränderung muss es auch in der Kultur geben.

Ich möchte einen Gedanken nochmal sagen:
Manche Menschen sind rassistisch oder ableistisch.
Sie haben Vorurteile. Diese Menschen ändern ihre
Meinung nicht durch Plakate oder Flyer. Rassismus und
Ableismus kommen aus tiefen Überzeugungen.
Diese Überzeugungen kommen von der Erziehung, der
Sprache und vielen anderen Dingen.

Es geht nicht immer um offene Ablehnung oder körperliche
Gewalt. Diskriminierung kann auch anders aussehen.

Manchmal merken Menschen gar nicht, dass sie Menschen
mit Behinderung diskriminieren. Das liegt an der Kultur, in
der wir leben. Diese Kultur hat eine lange Geschichte.

Eine wichtige Frage ist deshalb: Wie können wir eine Kultur
schaffen, die Menschen mit Behinderung wertschätzt?
Menschen müssen sich begegnen. Nur dann kann es echte
Veränderungen geben. Davon bin ich überzeugt.
Ich habe oft von Barrieren im Kopf gesprochen. Diese
Barrieren können nur verschwinden, wenn wir uns treffen.
Wir müssen miteinander reden und vielleicht auch
streiten. So erleben wir uns als Menschen mit all unseren
Unterschieden.

Ich denke, wir kommen durch Begegnung weiter.

Dafür müssen noch mehr Orte inklusiv werden, die vorher nicht inklusiv waren. Die Orte, die sowieso schon inklusiv sind, sind wertvoll. Sie sind sichere Orte. Der englische Begriff ist: Safer Spaces.

Manchmal haben Menschen keine Lust oder Energie, um sich mit der Welt zu beschäftigen. Oder sie brauchen diese sicheren Orte, um über sich selbst nachzudenken. Vielleicht brauchen sie diese Orte auch, um sich einfach sicher fühlen zu können. Dafür sind diese Orte wichtig.

Um unsere Gesellschaft zu ändern, reichen diese Orte aber nicht aus. Wir müssen im Alltag anfangen. Wir müssen an ganz normalen Orten viele Dinge ändern.

Zum Beispiel:

- in Schulen
- am Arbeitsplatz
- in Sportvereinen
- in der Universität
- in der U-Bahn

Das sind Orte, wo wir jeden Tag mit anderen Menschen zusammenkommen. Wir können uns oft nicht aussuchen, welche Menschen wir dort treffen.

Genau an diesen Orten passiert Inklusion.

Ich möchte das an einem Beispiel erklären.

Wie sieht Inklusion aus, wenn man einen öffentlichen Park besucht?

Im Park teilt man sich den Platz mit vielen Menschen.

Die Leute wollen dort einen schönen Tag haben.

Sie grillen und liegen in der Sonne.

Sie machen ein Picknick oder Sport.

Alle können dort Zeit verbringen.

Man muss sich nur an die Regeln halten.

Alle haben das gleiche Recht, dort zu sein. Alle können in den Park kommen und für alle muss der Park zugänglich sein. Natürlich dürfen auch Menschen im Rollstuhl da sein. Aber wenn der Eingang nur über eine Treppe geht, können sie nicht rein. Menschen im Rollstuhl werden dadurch ausgeschlossen.

Niemand kann sich aussuchen, wer noch im Park ist.

Man kann aussuchen, wo man seine Picknick-Decke hinlegt. Aber man kann sich nicht aussuchen, wer neben einem sitzt. Wenn man die Person neben sich nicht mag, dann kann man woanders hingehen. Aber man hat kein Recht zu sagen: "Du darfst hier nicht sitzen".

Im Park müssen sich die Menschen nicht unbedingt mögen. Sie müssen auch nicht miteinander reden. Es ist genug, wenn alle gleichbehandelt werden.

Dieses Beispiel zeigt gut, was Inklusion bedeutet. Es erinnert mich an einen klugen Satz von Fred Siebert. Er war der Psychotherapeut meiner Grundschule.

Fred Siebert sagte:

„Inklusion ist kein Ziel, sondern ein Weg.
Inklusion ist der Weg, zu akzeptieren, dass wir unterschiedlich sind. Und es ist der Weg zu lernen, wie wir besser mit Unterschieden umgehen.“

In öffentlichen Parks sieht man verschiedene Menschen. Diese Menschen sind Teil des Ortes und unserer Welt. Es geht nicht darum, dass alle Menschen gleich sind. Ich rede nicht davon, dass alles perfekt sein muss.

Wir sind alle verschieden. Das ist klar. Aber alle Menschen sind gleich wichtig und haben die gleichen Rechte. Das müssen wir alle annehmen und respektieren. Alle sollen in der Gesellschaft mitmachen können.

Das bedeutet auch, dass wir als Gesellschaft mit schwierigen Situationen umgehen müssen.

Inklusion ist ein Prozess, bei dem wir uns mit anderen auseinandersetzen. Dazu gehört auch der Austausch von Meinungen. Dazu gehört auch, dass wir verschiedene Meinungen aushalten.

Niemand hat das Recht zu bestimmen, wer auf dieser Welt leben darf. Und niemand darf bestimmen, wem man auf dieser Welt begegnet. Es ist falsch, Menschen mit Behinderung auszuschließen. Es ist genauso falsch, Menschen mit roten Haaren auszuschließen. Alle Menschen sollen sich an diesen Orten treffen können.

Das Beispiel mit dem Park zeigt, warum Inklusion wichtig ist. Und es zeigt, dass in der Inklusion nicht immer alles perfekt sein muss.

Das Beispiel zeigt auch, dass alle Zugang haben sollten. Wenn es Barrieren gibt, dann kann man nicht in den Park. Das ist ein Problem für die Inklusion. Dann muss die Politik dafür sorgen, dass alle Zugang haben. Es ist auch wichtig, dass es Regeln gegen Diskriminierung gibt. Wenn jemand diese Regeln bricht, muss es Strafen geben.

Diese Regeln kann man politisch nennen.
Sie sind wichtig für jeden inklusiven Ort.
Aber die Politik kann nicht alles bestimmen.
Zum Beispiel kann sie nicht bestimmen, wie Menschen im
Park einander behandeln.

Damit alle Menschen überall dabei sein können, müssen
wir anders miteinander umgehen. Wir brauchen
eine andere Kultur. Diese Kultur muss Menschen mit
Behinderung das Gefühl geben, dass sie dazugehören.
Dabei ist es egal, ob sie im Park sind, in der Straßenbahn
oder woanders.

Einfach dazugehören

Im letzten Teil haben wir über Inklusion gesprochen. Inklusion ist ein Weg, bei dem wir Vielfalt annehmen und damit klarkommen. Annehmen bedeutet nicht, dass alle sich mögen müssen. Aber wir müssen die Barrieren überwinden. Alle müssen die gleichen Rechte haben. Alle Menschen müssen akzeptiert werden.

Alle Menschen sollten das Gefühl haben, dazuzugehören. Das ist ein wichtiges Gefühl. Wir brauchen eine Kultur, die den Menschen dieses Gefühl gibt. Aber manchmal fühle ich mich als Mensch mit Behinderung nicht zugehörig. Zum Beispiel, wenn ich in die Bahn einsteigen will, dann brauche ich eine Rampe für meinen Rollstuhl. Dann beschwert man sich über die zusätzliche Arbeit mit der Rampe. Das gibt mir das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Ich möchte klar sagen: Ich weiß, dass es viele gute Mitarbeiter*innen bei der Deutschen Bahn gibt. Und es geht nicht um die schlechte Laune der Bahnmitarbeiter*innen. Es geht um den Grund für diese schlechte Laune. Die schlechte Laune kommt in dem Moment nicht von der Angst vor Krieg, der Klimakrise

oder Geldsorgen. Sie kommt nicht von Bauschmerzen oder schlechten Noten der Kinder. Die schlechte Laune kommt von der Sicht auf Behinderung.

Manche Leute sehen Behinderung als etwas an, das nicht normal ist. Aber das muss sich ändern. Eine Rampe für Menschen mit Behinderung ist kein Extra-Service. Es ist ein normaler Service, der die Grund-Rechte dieser Menschen schützt. So sollte man auch alle anderen Dinge sehen, die mit Behinderung zu tun haben.

Es ist normal, dass Menschen manchmal schlechte Laune haben. Wir treffen jeden Tag auf solche Menschen und müssen damit umgehen. Ich finde es normal, alle Arten von menschlichem Verhalten zu erleben. Das gehört auch dazu, wenn alle einfach Teil der Gesellschaft sind. Aber ich möchte nicht wegen meiner Behinderung anders behandelt werden. Es ist ganz einfach: Ich möchte wie jeder andere behandelt werden. Und ich möchte wie alle anderen gesehen werden. Meine Behinderung ist nur eine Eigenschaft von mir, wie die Haarfarbe.

Man fühlt sich zugehörig, wenn alle gleich viel wert sind. Alle sollen die gleichen Chancen und Rechte haben.

Aber dieses Gefühl kann ich nur haben, wenn die Gesellschaft anders über Behinderung denkt. Das gilt auch für Menschen mit Behinderung. Es gilt aber vor allem für Menschen ohne Behinderung.

Menschen ohne Behinderung fragen mich oft, wie sie sich gegenüber Menschen mit Behinderung verhalten sollen.

Dieses Buch ist kein Ratgeber.

Es ist keine Anleitung dazu, nicht ableistisch zu sein.

Es ist ein Buch über den Weg der Inklusion.

Und es ist ein Buch, über das man diskutieren kann.

Trotzdem möchte ich etwas dazu sagen, wie man sich verhalten kann. Denn viele nicht-behinderte Menschen kennen kaum Menschen mit Behinderung.

Deshalb sind viele Menschen unsicher, wie sie mit behinderten Menschen umgehen sollen.

Der nächste Teil ist besonders für Menschen ohne Behinderung wichtig. Aber er ist auch wichtig für alle, um eine neue Kultur in der Gesellschaft zu schaffen.

Wie trifft man Menschen mit Behinderung?

Menschen mit Behinderung gehören zur Gesellschaft.

Das ist wichtig für die soziale Gerechtigkeit.

Manche Menschen denken vielleicht:

Das betrifft mich nicht, ist mir egal.

Aber Sie lesen gerade dieses Buch. Deshalb hoffe ich, dass Sie das anders sehen. Es gibt gute Gründe, ein Freund oder eine Freundin von Menschen mit Behinderung zu sein und an ihrer Seite zu stehen, wenn sie Diskriminierung erleben. Es gibt ein englisches Wort dafür: Ally. Das Wort habe ich schon mal genannt.

Soziale Ungerechtigkeit ist ein Problem in der Gesellschaft. Es betrifft unser Zusammenleben und viele verschiedene Gruppen von Menschen. Diskriminierung kann viele Menschen treffen.

Das haben wir im Kapitel 'Vielfältiger denken?' bereits festgestellt. Man kann wegen mehrerer Dinge diskriminiert werden. Und Diskriminierung kann persönlich sein oder

Freunde und Freundinnen und Familien-Mitglieder betreffen.

In Deutschland leben etwa 8 Millionen Menschen mit einer schweren Behinderung. Das sind fast 10 Prozent aller Menschen in Deutschland. Also 1 Mensch von 10 Menschen hat eine Behinderung. Die meisten Behinderungen kommen durch Krankheiten.

Man bekommt eine Behinderung im Laufe des Lebens. Besonders ältere Menschen haben oft eine Behinderung. Nur wenige Menschen haben die Behinderung von Geburt an.

Es kann passieren, dass die Rechte von Menschen mit Behinderung in der Zukunft auch für andere Menschen wichtig werden. Diese Menschen haben jetzt noch keine Behinderung, aber bekommen vielleicht eine im Laufe des Lebens.

Es ist immer wichtig zu wissen: Alle Menschen verdienen Respekt. Und alle Menschen verdienen es, dazuzugehören.

Ally zu sein, heißt nicht, dass man das Wort für sich benutzen muss. Es heißt auch nicht, dass man Aktivist*in ist.

Es geht mehr um eine Haltung. Man soll hinsehen, Fragen stellen und sich für Gleichberechtigung einsetzen.

Ich habe eine Liste mit Tipps gemacht.

Die Tipps können zum Nachdenken anregen.

Sie können vielleicht ein Vorschlag sein.

Vielleicht können sie auch helfen, anders zu denken.

Hier kommt also meine Liste mit Vorschlägen und Fragen:

- Behandeln Sie Menschen mit Behinderung genauso wie Menschen ohne Behinderung.
- Denken Sie über Ihre eigenen Vorurteile nach: Wie sehen Sie Menschen mit Behinderung?
- Was denken Sie über Menschen mit Behinderung? Passen Sie auf, welche Worte Sie im Alltag nutzen. Worte können beeinflussen, wie wir Dinge sehen und wie wir zusammenleben. Mehr dazu steht im Kapitel: So wichtig ist die Sprache.

- Sie sollten Menschen mit Behinderung nicht als hilflose Opfer sehen. Aber Sie sollten Menschen mit Behinderung auch nicht als Helden und Heldinnen sehen.
- Wenn Sie denken, dass eine Person mit Behinderung Hilfe braucht:
Fragen Sie erst, ob die Person Ihre Hilfe möchte.
- Lernen Sie mehr über Inklusion. Lesen Sie Teil 1 und 2 dieses Buches. Das ist eine gute Grundlage. Finden Sie ein Gleichgewicht zwischen Kontakt und Eigeninitiative. Man könnte auch sagen: Finden Sie ein Gleichgewicht zwischen Fragen stellen und sich selbst Informationen zu suchen. Es ist nicht die Aufgabe von Menschen mit Behinderung, über Ableismus und Barrierefreiheit zu informieren.
- Reden Sie mit Menschen mit Behinderung. Fragen Sie sie auch nach ihren Wünschen. Dann können Sie sie unterstützen. Reden Sie nicht über die Menschen mit Behinderung. Und entscheiden Sie nicht, was für die Menschen mit Behinderung wichtig ist.

- Schauen Sie genau hin, wie Menschen mit Behinderung in Medien und Kunst dargestellt werden. Fragen Sie sich: Stimmt das?
- Wenn Sie sehen, dass jemand unfair behandelt wird, sagen Sie etwas dazu. Schauen Sie nicht weg!
- Versuchen Sie, Unterschiede als normal anzusehen. Unterschiede gehören zu uns Menschen dazu. Kein Unterschied ist wichtiger als ein anderer.
- Hören Sie Menschen mit Behinderung zu. Im Alltag und in den sozialen Medien.
- Machen Sie Beiträge von Menschen mit Behinderung in sozialen Medien bekannter. So werden die Menschen mit Behinderung besser gesehen.
- Ist etwas nicht barrierefrei? Dann sagen Sie es. Es kann am Arbeitsplatz, im Bus oder in der Freizeit sein. Wenn Sie über das Problem sprechen, dann erfahren auch andere davon.

Diese Verhaltensweisen helfen bei der Inklusion. Inklusion bedeutet, dass behinderte Menschen in der Gesellschaft mitmachen können. Inklusion bedeutet aber auch, dass Menschen mit Behinderung einfach Teil der Gesellschaft sind.

Deshalb möchte ich jetzt noch über die Begriffe Teilhabe und Teil-Gabe sprechen.

Teilhabe und Teil-Gabe: mitmachen und geben

Im Gespräch über Inklusion hört man oft das Wort Teilhabe. Das bedeutet, dass Menschen mit Behinderung genauso am Leben teilnehmen können wie andere. Jürgen Dusel hat dazu etwas geschrieben. Er ist der Behinderten-Beauftragte der Bundesregierung.

„Fragen Sie sich, was eine Demokratie braucht?
Dann merken Sie schnell, es braucht
Gleichberechtigung und gleiche Chancen für alle.
Es braucht auch Mitbestimmung und selbstbestimmte
Teilhabe. Das gilt für alle Bereiche im Leben.“

Das Motto der UN-Behinderten-Rechts-Konvention ist: Demokratie braucht Inklusion. Das bedeutet: Alle Menschen müssen die gleichen Rechte und Chancen haben. Menschen mit Behinderung müssen auch mitbestimmen und teilhaben können. Nur dann funktioniert eine Demokratie.

Ich mag das Wort Teilhabe. Aber es wird oft falsch benutzt. Es geht oft nur darum, dass Menschen mit Behinderung

überall dabei sein dürfen. Das ist wichtig. Aber Menschen mit Behinderung können auch etwas geben. Sie sind wichtig für die Gesellschaft.

Ich möchte das Wort Teil-Gabe vorschlagen.

Ein Beispiel:

Ich sitze im Rollstuhl und kann ohne Probleme ins Kino gehen. Das ist Teilhabe.

Teil-Gabe ist, wenn auf der Leinwand auch Menschen mit Behinderung zu sehen sind. Menschen mit Behinderung, die alle im Kino mit ihrer Schauspiel-Kunst unterhalten.

Wir müssen Teilhabe und Teil-Gabe zusammen denken. Dann kommen wir zum Teil-Sein.

Es reicht nicht, wenn die Politik Regeln für Barrierefreiheit macht. Das ändert noch nichts an der Meinung der Gesellschaft. Es ändert nichts an der Kultur.

Menschen mit Behinderung sollten nicht mehr gesehen werden, als würden sie Probleme machen, als müsste man sich um sie kümmern. Sie sind kein Problem, sondern ein wichtiger Teil der Gesellschaft.

Sie nehmen nicht nur, sie geben auch etwas zurück.

Nichts ohne uns!

In Teil 1 von diesem Buch habe ich einen wichtigen Satz vorgestellt. Der Satz ist:

Nichts über uns – ohne uns!

Das bedeutet: Menschen mit Behinderung müssen bei allen Entscheidungen dabei sein, die sie betreffen.

Ich möchte diesen Satz für das Thema Inklusion größer machen. Der neue Satz ist: Nichts ohne uns!

Oder: Nichts ohne Menschen mit Behinderung!

Inklusion geht nicht nur um Barrierefreiheit oder Nachteils-Ausgleich. Es geht auch darum, dass Menschen mit Behinderung sichtbar werden. Und es geht darum, dass sie selbstbestimmt teilhaben können.

Ein großes Problem für die Inklusion ist, dass viele Menschen keinen Kontakt zu Menschen mit Behinderung haben. Das liegt daran, dass Menschen mit Behinderung oft getrennt vom Rest der Gesellschaft leben.

Sie wohnen und arbeiten oft in Einrichtungen, die eigentlich helfen sollen. Die Einrichtungen sollen die Menschen mit Behinderung schützen.

Aber ich finde: Solche Einrichtungen schützen eher die Gesellschaft. So muss sich die Gesellschaft nicht mit dem Thema Inklusion beschäftigen.

Inklusion ist nicht einfach. Das ist in diesem Buch hoffentlich klar geworden. Bei Inklusion geht es darum, dass wir alle verschieden sind. Und es geht darum, davor Respekt zu haben. Wir müssen offen sein und uns miteinander beschäftigen. Und wir müssen zusammen Lösungen finden.

Menschen mit Behinderung sollten nicht versteckt werden. Sie müssen sichtbar sein. Menschen mit Behinderung und nicht-behinderte Menschen müssen sich treffen. Dann kann sich die Sicht auf Behinderung verändern. Wir kommen nur weiter, wenn wir uns mit den Problemen beschäftigen. Wir müssen Fragen stellen, die unangenehm sein können.

Das bedeutet auch, dass wir die Macht in der Gesellschaft neu verteilen müssen. Gruppen mit mehr Macht müssen kritisch über ihre Macht nachdenken. Gruppen mit weniger Macht müssen mehr Macht bekommen und mit-

entscheiden können. Nur dann können wir sagen, dass wir in einer Demokratie leben.

Es gibt einen Spruch von Antonio Machado.

Er war ein Dichter aus Spanien.

Dieser Spruch passt gut zum Ende dieses Buches:

„Wege entstehen, wenn man sie geht.“

Wir müssen Inklusion als einen Weg sehen.

Wir müssen neue Ideen haben, um vorwärtszukommen.

So können wir den Weg gehen. Am Anfang ist der Weg noch schmal. Man kann ihn noch nicht genau sehen.

Aber er wird größer, wenn viele Menschen darauf gehen.

Wir müssen aktiv sein. Wir dürfen keine Ausreden finden.

Ausreden, warum Inklusion nicht funktioniert, sind schlecht. Dadurch bleibt alles so, wie es ist.

Das ist nicht gut für die Menschen mit Behinderung.

Aber es gibt andere Möglichkeiten.

Es gibt politische Pläne, um unsere Gesellschaft zu ändern.

Und es gibt Ideen, wie wir unsere neue Kultur erreichen können.

Nichts ohne Menschen mit Behinderung!
Diesen Satz sollten wir wirklich leben.
So können neue Wege entstehen.
Lasst uns diese Wege zusammen gehen.

Ich möchte Danke sagen

Ich wollte schon lange dieses Buch schreiben und ich arbeite schon viele Jahre in diesem Bereich.

Dabei beantworte ich immer wieder die gleichen Fragen. Mit diesem Buch möchte ich meine Gedanken festhalten und nach vorne schauen. Dabei haben mir bestimmte Personen geholfen. Diese Personen habe ich interviewt. Ohne diese Interviews wäre das Buch nicht so gut.

Das Buch konnte nur entstehen, weil ich tolle Menschen um mich habe. Sie haben mir die Freiheit gegeben, das Buch zu entwickeln. Dabei haben sie mir auch mit ihrem Wissen geholfen.

Ich danke meiner Partnerin. Sie musste oft meine Gedanken über das Buch ertragen. Oft habe ich nur über das Buch geredet. Meine Partnerin hatte Geduld mit mir. Sie war neugierig und ihre Fragen haben das Buch besser gemacht.

Ohne meine Familie würde es das Buch nicht geben. Sie hat mich immer normal behandelt. Meine Familie hat mich zu dem gemacht, der ich bin.

Ich danke auch meinen Kollegen und Kolleginnen von den SOZIALHELD*INNEN. Wir haben lange zusammengearbeitet. Ihr Wissen hat mir geholfen. Dieses Wissen findet man auch im Buch wieder.

Ich danke dem Rowohlt Verlag für das Vertrauen. Natürlich danke ich auch Martin Kulik. Er hat mit mir dieses Buch geschrieben. Er hat mir geholfen, das Projekt zu organisieren.

Liste der schweren Wörter

A

AbilityWatch

... ist eine Gruppe von behinderten Menschen.

Die Gruppe unterstützt die Behinderten-Rechts-Bewegung in Deutschland. Sie macht auf Dinge aufmerksam, die schlecht für Menschen mit Behinderung sind. Zum Beispiel Entscheidungen, die in der Politik getroffen werden.

Ableismus, ableistisch

Darum geht es:

Menschen werden wegen ihrer Fähigkeiten bewertet.

Manche Menschen denken:

Menschen mit Behinderung können weniger als andere. Darum sind sie weniger wert.

Andere Menschen finden toll, was behinderte Menschen alles können.

All diese Menschen behandeln Menschen mit Behinderung anders als Menschen ohne Behinderung.

Das Wort Able-ismus kann man teilen.

Im ersten Teil steckt das englische Wort: able.

Das heißt, jemand kann etwas.

Der andere Teil kommt aus der deutschen Sprache.
Das ist: ismus. Wenn Wörter mit ismus enden, dann geht es oft darum, was manche Menschen denken.
Die Endung ismus gibt es oft bei Fachwörtern.

#Ableismustötet

... ist ein Projekt, das die Gewalt gegen Menschen mit Behinderung untersucht und andere auf dieses Problem aufmerksam macht.

Adoption, adoptieren

... bedeutet, dass Eltern ein Kind aufnehmen.
Diese Eltern haben das Kind nicht selbst zur Welt gebracht. Aber sie behandeln es wie ihr eigenes.

Aktion Mensch

... ist eine soziale Organisation, die sich für Inklusion und Vielfalt einsetzt. Sie unterstützt auch soziale Projekte.

Aktivist*innen

... unterstützen eine bestimmte Sache. Sie sind dabei aktiv.
Das heißt: Sie wollen ein Ziel erreichen und tun etwas dafür.

Allgemeiner Arbeitsmarkt

... heißt auch Erster Arbeitsmarkt.

Ally, Allies

... bedeutet Unterstützer*in.

Allies verstehen, dass behinderte Menschen oft unfair behandelt werden. Sie unterstützen Menschen mit Behinderung und setzen sich für ihre die Rechte ein.

Americans with Disabilities Act (ADA)

... ist ein Gesetz in den USA.

Es verbietet die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung.

Architekt*in

... ist ein Beruf. Architekt*innen planen wie zum Beispiel Häuser gebaut werden.

Ashoka-Fellowship

... gibt Geld und Beratung an Unternehmen, die soziale Projekte machen. Damit können sie die sozialen Projekte noch besser machen.

Assistenz-Hund

... hilft Menschen. Der Hund hilft zum Beispiel blinden Menschen, sich zurechtzufinden.

Audiodeskription

... ist eine Beschreibung zu einem Film.

Eine Stimme erklärt, was im Film passiert ist. So können blinde Menschen hören, was im Film zu sehen ist.

Ausgleichsabgabe

Firmen sollen auch Menschen mit Behinderung einstellen. Sonst müssen sie Strafe zahlen.

Autismus / autistisch

... ist eine besondere Art zu denken und die Welt wahrzunehmen.

Das Gehirn von Menschen mit Autismus arbeitet anders als bei anderen Menschen. Viele von ihnen können Gessichts-Ausdruck und Körpersprache schwer einordnen. Sie nehmen Geräusche, Licht oder Berührungen stärker wahr. Manche wiederholen bestimmte Bewegungen oder Verhaltensweisen. Das hilft ihnen sich wohlfühlen oder sich zu konzentrieren.

B

Barriere

Eine Barriere ist ein Hindernis. Barrieren machen es Menschen mit Behinderung schwer, an der Gesellschaft teilzunehmen. Für einen Menschen im Rollstuhl ist zum Beispiel eine Treppe eine Barriere.

Barrierefreiheit

... bedeutet, dass man Barrieren entfernt. Eine Rampe kann den Weg für einen Menschen im Rollstuhl barrierefrei machen.

Barrierefreiheits-Stärkungsgesetz (BFSG)

Durch das Gesetz müssen zum Beispiel Internet-Seiten, Computer und Handys, Geräte, Gebäude barrierefrei sein.

Bauherr*in

... ist eine bestimmte Person im Bau-Recht. Sie gibt einer Firma den Auftrag, etwas zu bauen. Sie hat die Verantwortung für das, was gebaut wird.

Bechdel-Wallace-Test

Mit diesem Test kann man prüfen, ob Frauen in Filmen und Serien gleichberechtigt dargestellt werden.

Behinderten-Gleichstellungs-Gesetz (BGG)

Durch dieses Gesetz sollen Menschen mit Behinderung gleichberechtigt an der Gesellschaft teilnehmen können. Es soll dabei helfen, dass Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmtes Leben haben.

Berufs-Informations-Zentrum

Dort kann man sich über verschiedene Berufe informieren. Man bekommt Infos über Ausbildungen, Universitäten und Jobs.

Bevormundung

Wenn jemand einer Person zum Beispiel sagt, was sie tun soll oder wie sie leben soll.

Blog

Ein Blog ist eine Internet-Seite von jemandem. Die Person veröffentlicht dort Texte, Bilder und Videos zu einem Thema.

Blog-Eintrag

Ein Blog-Eintrag ist ein Beitrag auf einem Blog.

Braille-Schrift

... wird auch Punkt-Schrift genannt. Man kann sie man mit den Fingern fühlen. So können blinde und sehbehinderte Menschen lesen.

Bundes-Teilhabe-Gesetz (BTHG)

Mit diesem Gesetz soll Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderung verbessert werden. Wenn Menschen Eingliederungshilfe bekommen, können sie mehr von ihrem Einkommen und Vermögen behalten.

C

Christopher Street Day (CSD)

An diesem Tag demonstriert eine bestimmte Gruppe Menschen für ihre Rechte. Die Gruppe heißt LGBTQ+. Dazu gehören zum Beispiel Lesben und Schwule.

Definition LGBTQ+ auf Seite 432

Cis-gender

Das heißt: Ein Mensch fühlt sich so, wie sein Geschlecht bei der Geburt war.

Zum Beispiel: Eine Frau wurde als Mädchen geboren.

Sie ist eine Cis-Frau.

Ein Mann wurde als Junge geboren.

Er ist ein Cis-Mann. Cis ist das Gegenteil von Trans

Definition Trans auf Seite 446

Co-Alkoholismus

Alkoholismus ist eine Krankheit. Dabei trinkt eine Person zu oft und zu viel Alkohol. Man nennt diese Person dann alkoholkrank.

Co-Alkoholismus bedeutet: Man ist selbst nicht alkoholkrank, aber man hat einen alkoholkranken Partner oder eine Partnerin. Co-Alkoholiker*innen kümmern sich oft zu wenig um die eigenen Bedürfnisse. Sie kümmern sich oft nur um die Bedürfnisse des alkoholkranken Partners oder der Partnerin.

Co-Behinderung

Das bedeutet, dass man eine angehörige Person von einem Menschen mit Behinderung ist. Die angehörige Person ist auch durch die Behinderung betroffen. Sie hat dann auch die Nachteile von der Behinderung. Die angehörige Person ist dann co-behindert.

D

Dating/daten

Dating kommt von dem englischen Wort Date.

Date heißt: Treffen oder Verabredung.

Dating heißt: Man trifft sich mit einer anderen Person.

So kann man herausfinden, ob man eine Beziehung mit dieser Person will.

Deinstitutionalisierung

... ist ein Prozess, bei dem Menschen ziehen Menschen mit Behinderungen umziehen. Sie ziehen raus aus großen Einrichtungen, wie zum Beispiel Heimen oder Krankenhäusern. Sie ziehen in Wohnungen oder kleinere Orte, wo sie Unterstützung bekommen. Diese Orte gehören nicht zu Einrichtungen.

Demokratie

... ist eine Art von Regierung. In einer Demokratie wählen die Bürger*innen und die Politiker*innen. Und sie stimmen über wichtige Dinge ab. Deutschland ist zum Beispiel eine Demokratie.

Demokratische Prozesse

... sind Arten, wie Menschen zusammen Entscheidungen treffen. Möglichkeiten für einen demokratischen Prozess sind zum Beispiel Abstimmungen oder Wahlen.

Disability Pride

Disability Pride ist ein Aktionstag.

An diesem Tag feiern Menschen mit Behinderung.

Sie zeigen, dass sie stolz auf ihre Behinderung sind.

Disability Studies

... ist eine Wissenschaft. Dabei erforscht man zum Beispiel, wie Menschen mit Behinderung in der Gesellschaft leben. Man erforscht auch, was man besser machen muss für Menschen mit Behinderung.

Diskriminierung

Diskriminierung bedeutet, dass ein Mensch schlechter behandelt wird als ein anderer Mensch. Dafür kann es verschiedene Gründe geben, zum Beispiel Vorurteile gegenüber einer Hautfarbe oder einer Behinderung.

E

Eingliederungshilfe

... ist die Unterstützung, die Menschen bekommen, um besser am Leben teilzunehmen. Diese Hilfen werden oft für Menschen mit Behinderungen angeboten, damit sie im Alltag und bei der Arbeit gut zurechtkommen.

Eltern-Assistenz

... ist Hilfe für Eltern mit Behinderung. Die Eltern entscheiden dabei selbst, wann sie welche Hilfe bekommen und wie sie ihre Kinder erziehen.

Empowerment

... ist ein englisches Wort. Es bedeutet: Selbst-Ermächtigung. Dabei wird die Selbstständigkeit eines Menschen gestärkt. Das kann durch andere Personen passieren oder durch neue Erfahrungen.

Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB)

... ist eine kostenlose Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen. Sie hilft bei allen Fragen zum Thema Behinderung. Die Beratungsstelle gibt es überall in Deutschland.

Definition Teilhabe auf Seite 446

Erotisch

... heißt: Etwas oder jemand ist sexuell anziehend.
Menschen finden verschiedene Sachen erotisch.
Viele Menschen finden zum Beispiel bestimmte
Kleidung oder bestimmte Bewegungen erotisch.

Erster Arbeitsmarkt

Auf dem ersten Arbeitsmarkt entscheidet jedes
Unternehmen selbst, wen sie einstellen.
Menschen mit Behinderung bekommen sehr oft
keinen Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt.
Deshalb arbeiten viele Menschen mit Behinderung
in Behinderten-Werkstätten. Man nennt das auch:
zweiter Arbeitsmarkt.

Erziehungs-Wissenschaft

... beschäftigt sich mit Erziehung und Bildung.
Dazu gehören zum Beispiel diese Themen:
Wie entwickeln sich Kinder? Wie lernen Menschen?

Exklusion

... bedeutet, etwas oder jemand wird ausgeschlossen.
Ein Mensch darf zum Beispiel nicht bei etwas
mitmachen und gehört nicht dazu.

F

Fanfiction

Ein Fan ist eine Person, die etwas sehr gut findet.

Das kann zum Beispiel ein Buch sein.

Fanfiction ist eine Geschichte, die ein Fan geschrieben hat. Die Geschichte ist erfunden und spielt zum Beispiel in der Welt eines Buches. Oder die Geschichte handelt von den Personen des Buches.

Faschismus

... ist eine politische Bewegung. Dabei glauben die Menschen, dass Politik gut ist, wenn nur ein Mensch oder eine kleine Gruppe die Macht hat. Alle anderen Menschen sollen nicht entscheiden dürfen. Sie glauben auch, dass nicht alle Menschen gleich viel wert sind. Sie glauben, dass sie selbst mehr wert sind, weil sie zum Beispiel weiß sind.

Feminismus

... ist eine bestimmte Idee und Bewegung in der Gesellschaft. Es geht darum, dass Frauen die gleichen Rechte wie Männer bekommen sollen.

Feminist*innen

... kämpfen für die Rechte von Frauen.

Fetisch

Menschen bekommen durch verschiedene Dinge Lust auf Sex. Für viele Menschen sind diese Dinge dann sehr wichtig, um Lust auf Sex zu haben. Vielleicht soll die andere Person bestimmte Kleidung tragen. Oder die Person soll etwas Bestimmtes beim Sex machen. Oder die Person soll besonders groß, klein, dick oder dünn sein. Wenn das so ist, dann sagt man: Diese Person hat einen Fetisch.

Frauenbewegung

Diese Bewegung gibt es auf der ganzen Welt. Sie will erreichen, dass Frauen die gleichen Rechte wie Männer haben. Sie sollen zum Beispiel wählen können und selbstbestimmt leben.

Fremdbestimmung

... heißt: Eine Person kann nicht selbst entscheiden. Andere Menschen entscheiden über diese Person.

G

Gebärdensprache

... wird zum Beispiel von gehörlosen Menschen genutzt.

Sie bilden Wörter und Sätze mit den Händen.

Diese Sprache kann man sehen, aber nicht hören.

Gemeinnützig

... heißt: Etwas ist gut für die Gesellschaft. Jemand macht

gemeinnützige Arbeit? Dann hilft diese Arbeit allen

Menschen. Gemeinnützige Organisationen wollen

Menschen helfen. Das Gegenteil sind zum Beispiel

Unternehmen, die Geld machen wollen.

Gender-Stern

Das Wort Gender bedeutet Geschlecht.

Es gibt verschiedene Geschlechter. Es gibt zum Beispiel

Frauen und Männer. Oder es gibt Menschen, die einen

Penis **und** eine Vagina haben. Oder es gibt Männer,

die als Mädchen geboren wurden. Oder Frauen, die

als Junge geboren wurden. Andere Menschen gehören

zu keinem dieser Geschlechter. Der Gender-Stern will

diese Vielfalt zeigen.

Hier ist ein Beispiel für ein Wort mit Gender-Stern:

Lehrer*innen.

Gesamtschule

Diese Schule ist Hauptschule, Realschule und Gymnasium in einem. Alle Kinder lernen auf einer Schule.

Definition Hauptschule auf Seite 427

Definition Realschule auf Seite 438

Geschlecht

Die bekanntesten Beispiele für Geschlecht sind Mann und Frau. Heute wissen wir, es gibt auch noch andere Geschlechter.

Gesellschafts- und Wirtschafts-Kommunikation

Kommunikation beschreibt verschiedene Möglichkeiten, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Das ist zum Beispiel reden, schreiben und vieles mehr.

Man kann Gesellschafts- und Wirtschafts-Kommunikation studieren. Dabei lernt man:

Wie kann man am besten kommunizieren?

Welche Mittel und Techniken gibt es dafür?

Man konzentriert sich dabei vor allem auf die Kommunikation in der Gesellschaft und in Unternehmen.

Glasknochen

... ist eine Behinderung. Bei Menschen mit Glasknochen brechen die Knochen schneller als bei anderen.

Gleichberechtigung

... bedeutet, dass alle Menschen die gleichen Rechte haben.

H

Hashtag

Ein Hashtag ist wie ein Stichwort im Internet.

Vor dem Wort ist eine Raute: **#**

Die meisten Menschen benutzen ihn in sozialen Netzwerken. Jemand schreibt zum Beispiel einen Beitrag zum Thema Frieden? Dann verwendet die Person vielleicht das Hashtag #Frieden. Dann können andere Personen das Hashtag anklicken. So finden sie weitere Beiträge zum Thema.

Hauptschule

Diese Schule endet nach der 9. Klasse.

Hauswirtschafter*in

... ist ein Beruf. Hauswirtschafter*innen waschen zum Beispiel Wäsche, einkaufen ein, oder kochen und putzen.

Höranlage

Manche Menschen können nicht gut hören. Sie haben vielleicht ein Hörgerät. Mit dem Hörgerät können sie besser hören. Aber manchmal können sie Musik oder Vorträge trotzdem nicht gut hören. Sie hören vielleicht zu viele andere Geräusche.

Deshalb gibt es Höranlagen. Höranlagen leiten den Ton direkt zum Hörgerät einer Person. So kann die Person Musik oder Vorträge besser verstehen.

I

Influencer*innen

... stellen Beiträge ins Internet. Das machen sie zum Beispiel auf Instagram oder YouTube. Sehr viele Menschen schauen sich ihre Beiträge an.

Inklusion

... bedeutet, dass alle Menschen überall mitmachen können.

Inklusions-Botschafter*innen

... unterstützen die Inklusion. Sie reden viel über Inklusion und machen andere Menschen darauf aufmerksam.

Integration

... bedeutet, dass eine kleine Gruppe zu einer großen Gruppe dazu kommt. Die kleine Gruppe muss sich an eine große Gruppe anpassen. Die große Gruppe macht die Regeln. Die kleine Gruppe muss sich an die Regeln halten.

Integration ist **nicht** wie Inklusion. Bei Inklusion machen alle Menschen die Regeln. Die Regeln funktionieren dann auch für alle.

Internalisierter Ableismus

... bedeutet, dass Menschen mit Behinderung schlecht von sich selbst denken. Sie denken, sie müssten besser oder anders sein. Sie richten den Ableismus gegen sich selbst und ihre Behinderung.

Definition Ableismus auf Seite 411

Intersektional, Intersektionalität

Schwarze Menschen werden wegen ihrer Hautfarbe benachteiligt. Frauen werden benachteiligt.

Menschen mit Behinderung werden benachteiligt.

Bei Intersektionalität hat eine Person durch verschiedene Eigenschaften Nachteile. Zum Beispiel durch ihre Hautfarbe **und** durch die Behinderung.

K

Kapitalismus

... ist eine bestimmte Art von Wirtschaft.

Die Unternehmen gehören nicht dem Staat, sondern Personen. Die Unternehmen versuchen mehr Geld als andere zu verdienen.

Kleinwüchsig

Kleinwüchsige Menschen sind besonders klein.

Ein Mann ist kleiner als 1,50 Meter?

Dann ist er kleinwüchsig.

Eine Frau ist kleiner als 1,40 Meter?

Dann ist sie kleinwüchsig.

Kooperativ

... bedeutet, dass jemand gut mit anderen Menschen zusammenarbeiten kann.

Krüppel-Bewegung

Das war eine Bewegung in Deutschland um das Jahr 1970. Die Bewegung kämpfte gegen die schlechte Behandlung von Menschen mit Behinderung.

Krüppel-Frauen

Das war eine Gruppe von Frauen. Sie kämpften für die Rechte für Frauen mit Behinderung. Sie haben damit ungefähr 1980 in Deutschland angefangen.

Krüppel-Tribunal

Das waren mehrere Gruppen von Menschen mit Behinderung. Sie haben verschiedene Aktionen gemacht. Sie wollten das Leben behinderter Menschen verbessern.

L

Leitsystem

... ist eine Hilfe für blinde Menschen. Dabei sind bestimmte Markierungen auf dem Boden. Blinde Menschen können die Markierungen zum Beispiel mit einem Blinden-Stock fühlen. So kommen sie besser zurecht.

LGBTQ, LGBTQ+

Dazu gehören verschiedene Gruppen von Menschen. Die Abkürzung steht für: Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender und Queer. Das Plus wird manchmal am Ende gesetzt. Es bedeutet, dass noch andere damit gemeint sind.

Definition queer auf Seite 437

M

Menschenrechts-Charta

... ist die allgemeine Erklärung der Menschen-Rechte. Darin steht: Alle Menschen sind frei. Alle Menschen haben die gleichen Rechte. Alle Menschen müssen gleichbehandelt werden. Die Mitglieder von den Vereinten Nationen müssen sich daran halten.

Definition Vereinte Nationen auf Seite 447

Migrations-Rat

... ist eine Gruppe von Menschen. Sie arbeiten in der Politik. Sie wollen die Rechte von Migranten und Migrantinnen verbessern.

Mindestlohn

... ist eine Regelung in Deutschland. Sie betrifft das Geld, das man für eine Stunde Arbeiten bekommt.

Die Regelung sagt: Man bekommt mindestens so viel Geld für eine Stunde Arbeit. Niemand darf für eine Stunde Arbeiten weniger verdienen als das.

Sonst ist es gegen das Gesetz.

Mosaik-Werkstätten

... sind Werkstätten für behinderte Menschen. Mosaik-Werkstätten gibt es nur in Berlin und Brandenburg.

Motivation

... ist ein Grund, warum man etwas macht oder warum man etwas gut findet oder gerne macht.

N

Nachteils-Ausgleich

... ist eine Hilfe für Menschen mit Behinderung. Durch die Behinderung haben Menschen oft einen Nachteil. Ein Mensch mit Sehbehinderung kann zum Beispiel nicht gut sehen. Mit dem Nachteils-Ausgleich kann die Person dann zum Beispiel eine Brille bezahlen. Das macht das Leben der Person einfacher.

National-Hymne

... ist ein besonderes Lied für ein bestimmtes Land. Es zeigt das besondere des Landes und seiner Menschen. Bei wichtigen Ereignissen wird die National-Hymne gespielt. Jedes Land hat eine eigene National-Hymne.

National-Sozialismus, Nazis

Die National-Sozialisten haben 1920 eine Partei in Deutschland gegründet. Ihr Anführer war Adolf Hitler. Sie haben den 2. Weltkrieg angefangen. Sie haben viele jüdische Menschen und Menschen mit Behinderung getötet.

Neurodivergent

Das Gehirn dieser Menschen arbeitet anders. Neurodivergent sind zum Beispiel Autisten und Autistinnen oder Menschen mit ADHS. Aber auch andere Menschen können neurodivergent sein.

Newsletter

... ist englisch. Es bedeutet Neuigkeiten-Brief. Ein Newsletter kommt oft per E-Mail. Darin stehen Infos und Neuigkeiten zu einem Thema.

Nonbinär

Einige Menschen fühlen sich nicht als Mann oder als Frau. Diese Personen nennt man nonbinär.

P

Para-Sport

... machen Menschen mit Behinderungen mit.

Paralympics

... sind Sport-Wettkämpfe für Menschen mit Körper-Behinderungen.

Peer-Ansatz

Dabei hilft eine Person einer anderen Person. Sie haben ähnliche Erfahrungen gemacht.

Persönliches Budget

... ist Geld, das Menschen mit Behinderung vom Staat bekommen. Sie können damit ihre Hilfen bezahlen.

Persönliche Zukunfts-Planung

... hilft Menschen einen Plan für die Zukunft zu machen. Die Person bekommt dabei Hilfe. Oft helfen Familie, Freunde und Fachleute. Sie alle wollen herausfinden: Was will die Person? Wie kann sie das Ziel zu erreichen?

Podcast

Man kann sich den Podcast im Internet anhören.

Ein Podcast hat oft ein bestimmtes Thema.

Er besteht aus mehreren Folgen.

Presse-Sprecher*in

... ist ein Beruf. Eine Person arbeitet zum Beispiel für eine Firma, eine Organisation oder die Regierung.

Die Person spricht dann für die Firma und macht wichtige Ankündigungen für die Öffentlichkeit.

Pride-Bewegung

... setzt sich für die Rechte und die Akzeptanz von LGBTQ+ Menschen ein. Dazu gehören zum Beispiel Lesben und Schwule.

Definition LGBTQ+ auf Seite 432

Privatsphäre

Jeder Mensch hat ein Recht auf Privatsphäre.

Jeder Mensch darf selbst entscheiden, was andere über ihn wissen dürfen. Manchmal heißt es auch, dass eine Person alleine sein möchte. Andere Menschen müssen das respektieren.

Privatwirtschaft

Dazu gehören die privaten Unternehmen. Das heißt:
Die Unternehmen gehören nicht dem Staat.

Privileg

...haben Personen, die in einer Gesellschaft Vorteile haben.
In unserer Gesellschaft gehören dazu vor allem weiße
Männer.

Q

Queer

Jede Person kann jede lieben. Egal welches Geschlecht
man selbst oder der*die andere hat. Queer zeigt, dass
es viel mehr gibt – und dass alle so sein dürfen, wie sie
sind.

Queere Community

...ist eine Gruppe aus queeren Menschen. Sie kämpft dafür,
dass alle queeren Menschen gleichberechtigt sind.

Quote

Zum Beispiel: Eine Firma braucht eine Quote von 10
Prozent Menschen mit Behinderung. Dann müssen
10 Prozent der Mitarbeiter*innen Menschen mit
Behinderung sein.

R

Rassismus, Rassist

Manche Menschen sagen: Jemand mit einer anderen Herkunft, Hautfarbe, Augenform oder Sprache ist weniger wert. Dann diskriminieren sie diese Personen. Manchmal passiert das auch **unbewusst**. Jemand denkt oder handelt viel rassistisch? Dann nennt man diese Person: Rassist.

Realschule

Diese Schule geht bis zur Klasse 10 Klassenstufen. Der Abschluss dort heißt: Mittlere Reife. Damit kann man zum Beispiel eine Ausbildung anfangen.

Regelschule

Die meisten Kinder gehen in eine Regelschule. Dazu gehören: Grundschule, Hauptschule, Realschule und Gymnasium. Eine Förderschule ist **keine** Regelschule.

Reha-Träger

... ist eine Einrichtung, die für die Reha bezahlt. Der Reha-Träger bezahlt zum Beispiel für die Therapie, die Behandlung und die Unterkunft.

S

Safer Spaces

...sind Schutz-Räume. Es gibt diese Schutz-Räume für alle diskriminierten Gruppen. Sie sind dort sicher.

Dort können sie sich gegenseitig unterstützen.

Definition Diskriminierung auf Seite 420

Schadensersatz

Jemand macht etwas kaputt? Oder jemand macht einen Unfall? Dann muss die Person dafür bezahlen, um es wieder gut zu machen. Das Geld heißt: Schadensersatz.

Schlichtungs-Verfahren

2 Personen streiten sich über etwas? Sie können sich nicht einigen? Dann dann gehen sie zu einer dritten Person. Sie hilft ihnen, sich wieder zu einigen. Finden sie keine Lösung, entscheidet ein Richter.

Schwerbehinderten-Ausweis

Menschen mit Behinderung können diesen Ausweis beim Versorgungs-Amt beantragen. Das Amt prüft: Wie schwer ist die Behinderung? Dafür gibt es den Grad der Behinderung. Er zeigt wie schwer eine

Behinderung ist. Den Schwerbehinderten-Ausweis bekommt man ab einem Grad der Behinderung 50.

Segregation

... ist eine Form der Ausgrenzung. Eine Gruppen Menschen wird von einer anderen getrennt. Dabei gibt es oft eine Gruppe mit Macht. Und eine Gruppe, die schwach ist. Die schwache Gruppe hat dann keinen Zugang zu den Dingen und Möglichkeiten der starken Gruppe. Oft wird die schwache Gruppe schlechter behandelt.

Selbstbestimmt-Leben-Bewegung

... kämpft für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Sie setzt sich zum Beispiel für Selbstbestimmung und Inklusion ein.

Definition Inklusion auf Seite 428

Selbstvertreter*innen

... sind Menschen mit Behinderung. Sie vertreten sich selbst. Sie sagen ihre Meinung und fordern selbst ihre Rechte ein. Sie sprechen auch für andere Menschen mit Behinderung. Sie wissen gut, was andere behinderte Menschen brauchen, weil sie selbst betroffen sind.

Selbst-Wahrnehmung

... ist wie man sich selbst findet. Findet man sich selbst schön? Zu dick? Zu dünn? Zu groß? Klug oder dumm?

Separation

... ist ein anderes Wort für Trennung. Es geht zum Beispiel um die Trennung von Kindern mit und ohne Behinderung. Kinder mit Behinderung sind oft in anderen Schulen als Kinder ohne Behinderung. Sie haben deshalb wenig Kontakt zu anderen Kindern. So sind sie kein normaler Teil der Gesellschaft.

Sexiest Man Alive

... ist englisch. Es bedeutet: der attraktivste lebende Mann. Das ist ein Preis für Männer. Er wird von einer Zeitschrift vergeben. Die Männer müssen dafür gut aussehen und sehr charmant sein.

Sexismus

... ist eine Art der Diskriminierung. Dabei sollen Menschen wegen ihres Geschlechts weniger oder mehr wert sein als andere. Zum Beispiel: Frauen sollen weniger Wert sein als Männer.

Sexologin, Sexologe

... ist eine Fach-Person für Sexualität. Sie hilft bei Fragen oder Problemen zum Thema Sexualität.

Sexual-Assistenz

... hilft Menschen mit Behinderung dabei, ihre Sexualität zu erleben und kennenzulernen.

Sinnes-Einschränkung

Jeder Mensch hat 5 Sinne. Diese Sinne sind: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen. Bei einer Sinnes-Einschränkung funktioniert ein Sinn oder mehrere Sinne nicht richtig. Eine Sinnes-Einschränkung ist eine Behinderung.

Sonderpädagogisches Feststellungsverfahren

Manche Kinder brauchen Hilfe beim Lernen. Welche Hilfe das Kind braucht wird im sonderpädagogische Feststellungsverfahren geprüft.

Sonderschule

Früher hat man Schulen für Menschen mit Behinderung Sonderschule genannt.
Heute nennt man diese Schulen Förderschule.

Sonderzeichen

...sind schriftliche Zeichen. Es gibt viele verschiedene.

Zum Beispiel: Fragezeichen und Ausrufezeichen.

Das Sternchen ist auch ein Sonderzeichen.

So sieht es aus: *

Es auch als Gender-Stern eingesetzt.

Definition Gender-Stern auf Seite 425

Sozial-Atlas

... ist eine Übersicht über soziale Themen in Deutschland

In dieser Übersicht steht zum Beispiel:

Wie funktioniert das Sozialsystem?

Wie verändert sich die Gesellschaft?

Der Sozial-Atlas ist von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Sozial-Gericht

... entscheidet über Sachen im Sozial-Recht.

Jemand hat Streit mit der Krankenkasse?

Oder jemand hat Streit mit der Renten-Versicherung?

Dann kann die Person zum Sozial-Gericht gehen.

Sozialgesetzbuch

...regelt das Sozialrecht in Deutschland.

Darin stehen Gesetze zu verschiedenen Themen.

Zum Beispiel: Sozialhilfe und gesetzliche Versicherungen.

Sozialheld*innen

...ist ein Verein. Die Cousins Jan Mörsch und Raul

Krauthausen haben den Verein 2004 gegründet. Der

Verein setzt sich für Menschen mit Beehinderung ein.

Sozial-Leistungen

... sind Hilfen vom Staat. Dazu gehören zum Beispiel

Bürgergeld, Kindergeld und Hilfen für Menschen mit

Behinderung.

Sozialsystem

... soll Menschen helfen. Jemand ist arbeitslos, krank

oder alt? Dann bekommt diese Person Geld. Das Geld

kommt von Versicherungen, zum Beispiel von der

Arbeitslosenversicherung, Krankenversicherung oder

Rentenversicherung. Diese Versicherungen sind vom

Staat.

Sozialversicherung

Dazu gehört Beispiel die Krankenversicherung.

Man zahlt Geld in die Versicherung. Wenn man krank ist, bekommt man Geld für die Behandlung.

Die Sozialversicherung hilft aber auch in vielen anderen Situationen. So sind alle Menschen in Deutschland abgesichert.

Spezialisieren

... bedeutet: Man lernt besonders viel über eine Sache oder zu einem Thema. Am Ende kennt man sich darin sehr gut aus.

Stimm-Training

Dabei lernt man, besser zu sprechen oder zu singen.

T

Tabu

...sind Dinge über die man **nicht** reden sollte oder, die man **nicht** machen sollte. Das ist die Meinung der Gesellschaft.

Teilhabe

... bedeutet, dass alle Menschen mitmachen dürfen.
Menschen mit Behinderung sollen nicht durch
Barrieren daran gehindert werden.

Theater-Pädagogik

Wie lernt man gut Theater zu spielen?
Und was kann man durch das Theater alles lernen?
Darum geht es in der Theater-Pädagogik.

Thriller

... kommt vom englischen Wort thrilling.
Es bedeutet aufregend. Ein Thriller ist ein sehr
spannender Film oder ein sehr spannendes Buch.

Toleranz

Manchmal mag man jemanden nicht. Aber man ist
trotzdem respektvoll zu der Person.
Das nennt man: Toleranz.

Trans, Transsexuell

... sind Männer, die in einem Mädchen-Körper geboren
wurden. Oder Frauen, die als Junge geboren wurden.

U

UN-Behinderten-Rechts-Konvention

Die Abkürzung ist UN-BRK.

Darin steht, dass auch Menschen mit Behinderung alle Menschen-Rechte haben. Man muss die diese Rechte besonders schützen und fördern.

Die UN-BRK ist von den Vereinten Nationen (UN).

Alle Mitglieder von den Vereinten Nationen müssen sich daran halten. Dafür muss jedes Land eigene Gesetze machen und sie umsetzen. Diese Gesetze sorgen für die Rechte von behinderten Menschen.

V

Vereinte Nationen

... werden oft mit UN abgekürzt.

Das kommt vom englischen Namen „United Nations“.

Die Vereinten Nationen sind eine Gruppe von Ländern.

Sie setzt sich für Frieden und Menschen-Rechte ein.

Sie wollen Probleme gemeinsam lösen.

Verwaltungs-Gericht

... ist ein bestimmtes Gericht. Es kümmert sich zum

Beispiel um Schul-Recht und Asyl-Recht.

Verwertbare Arbeitsleistung

Damit Menschen mit Behinderung in einer Werkstatt arbeiten dürfen, muss ihre Arbeit am Ende ein Ergebnis haben. Das Ergebnis der Arbeit soll für die Werkstatt oder für Kunden einen bestimmten Wert haben. Man muss durch sie also Geld verdienen können.

W

Weimarer Republik

Das war zwischen den Jahren 1919 und 1933. Vorher gab es einen Kaiser in Deutschland. Er hat das Land regiert und alle Entscheidungen getroffen. Doch die Menschen wollten mit-entscheiden. Darum haben die Menschen versucht eine Demokratie aufzubauen. Aber es gab noch viele Probleme. Deshalb hat die Demokratie nicht lange gehalten. 1933 endete die Weimarer Republik. Die Macht übernahm die Nationalsozialistische Partei. Sie wurde von Adolf Hilter angeführt.

Definition Demokratie auf Seite 419

Wohlfahrts-Verbände

Ein Wohlfahrts-Verband ist eine Art Verein. Er setzt sich für andere Menschen ein. Er gibt Unterstützung für Menschen in schwierigen Situationen. Zum Beispiel für armen kranke oder alte Menschen.

Die Unterstützung kann unterschiedlich aussehen. Manchmal ist es Geld, manchmal Beratung, manchmal bestimmte Handlungen.

Workshops

... sind Kurse, bei denen man etwas lernt. Man arbeitet mit anderen an einer Sache. Danach weiß man mehr darüber.

Z

Zwangsjacken

... wurden in der Psychiatrie für bestimmte Personen eingesetzt. Oft waren diese Personen gefährlich für sich oder andere. Man wollte sie mit der Zwangsjacke besser kontrollieren können. Die Arme werden mit Gurten so gehalten, dass man sie kaum bewegen kann. Eine Person mit Zwangsjacke kann die Jacke nicht selbst ausziehen. So kann sie sich und andere Menschen nicht verletzen.

Heute benutzt man Zwangsjacken nicht mehr.